Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in sechs Theilen

von

Heribert Rau.

Erster Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1860.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Erste Abtheilung.

Die Dioskuren.

Der ersten Abtheilung erster Theil:

Sonnenaufgang.

(Alexander von Humboldt's Kindheit.)

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Dioskuren.

Der ersten Abtheilung erster Theil: Sonnenaufgang.

(Alexander von Humboldt's Kindheit.)

1) Schloß Tegel 1
2) Der König und der Candidat 16
3) Der kleine Alexander 32
4) Erziehungsresultate 53
5) Ein neuer schöner Stern 67
6) Ein harter Schlag 80
7) Der Tugendbund 92
8) Die Revue Friedrichs des Großen 102
9) Jugendfreundschaft 125
10) Eine Mädchenverschwörung 137
11) Vater und Sohn 155
12) Die Tanzstunde 184
13) Der Invalide 197
14) Eine schlimme Frucht der Zeit 215
15) Vater und Sohn 236
16) Der ersten Liebe erste Ahnung 245
17) Die Entführung 267
18) Ein Tag auf Sanssouci 275
19) Wendung 288

Schloß Tegel.

Der Sommer hatte sich herrlich angelassen. Der Mai war diesmal in der That ein wahrer Blüthenmonat, der seinem Nachfolger — dem Juni — reiche Triumphbogen aus Laub und Blumen aufbaute. Und er war nicht karg mit seinen freundlichen Gaben, sondern bedachte jedes empfängliche Stückchen Erde, selbst jenes anmuthige Fleckchen der Mark, auf dem sich in der neueren Zeit Schloß Tegel so reizend und .... so der großartigsten, der herrlichsten Erinnerungen voll, erhebt.

Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin — nur durch einen düsteren Kiefernwald von Preußens Hauptstadt getrennt — an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet, und daher auch der Tegeler-See genannt wird. Gegenüber, am anderen Ufer, etwas

mehr südwärts, ragen Stadt und Festung Spandau in malerischer Fernsicht hervor, während das nordwestliche Ufer des See's hohe Hügeldämme zeigt, die mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen sind, und eine Menge angenehmer Spaziergänge mit schönen Aussichten bieten.

Prächtige Gartenanlagen und ein reizender Park umgeben das neue, in antikem Charakter erbaute, von vier Thürmen flankirte Schloß, das — in seinem Inneren mit den auserlesensten Schätzen der Skulptur und Malerei aus alter und neuer Zeit geschmückt — den feinen Geschmack, die hohe Bildung und den sinnigen Geist seines Erbauers schlagend bekundet.

Ueberall, in Schloß und Garten, treten dem staunenden Besucher Göttergestalten in Gyps und Marmor entgegen, bis sich sein Fuß zu einer der schönsten Stellen des Parkes verirrt, an der Liebe und Sehnsucht im Vereine mit dem Höchsten, was die Kunst zu leisten im Stande ist, einer heiligen wehmuthsvollen Erinnerung ein wunderbar herrliches Denkmal gesetzt hat.

Wie oft schritt hier einst, unter den Schauern der Ewigkeit, ein verlassener Freund den Cypressengang entlang, sein thränenfeuchtes Auge auf die herrliche Marmorstatue der Hoffnung gerichtet, die Thorwaldsen's Meisterhand für die stille Schläferin geschaffen, die hier ruht und an deren Seite sich nun der Freund selbst gebettet.

Aber freilich! dies alles sind ja Schöpfungen der Neuzeit, von welchen 1775 noch keine Rede war. Indeß

auch damals konnte man es hier schon schön nennen; denn aus großartigen Garten- und Baumanlagen erhob sich in jenen Tagen, an der Stelle des später neuerbauten Schlosses, ein Jägerschlößchen mit einem nicht unbedeutenden Vorwerke.

Die Anlagen der Pflanzungen und der Baumschulen, des Parkes und jener prachtvollen dunklen Alleen gewaltiger Bäume, die dem ganzen Anwesen einen so ernsten, großartigen Charakter gaben, stammten noch von einem alten Herrn von Burgsdorf her, der Forstrath gewesen, und mit diesen Schöpfungen einst großes Aufsehen erregte. Die langen Reihen riesiger, dichtbelaubter Bäume, die hohen steifbeschnittenen Hecken, die in künstlich gezogenen Nischen, die eben nicht sehr künstlerisch gefertigten Statüen der Venus, der Juno und der Flora, des Pans, des Neptuns und des Vulkans sehen ließen, — die Felsenhöhlen und Muschelgrotten paßten ganz zu dem grauen alterthümlichen Schlosse mit dem mürrisch dreinschauenden Thurme aus den Zeiten des großen Churfürsten. Alles war bei diesen Gebäulichkeiten in großen Verhältnissen angelegt, wuchtig und massiv. Das Portal mit seiner Steinhauerarbeit, die Fensterumfassungen mit ihren gekuppelten cannelirten Säulchen, die mächtigen Giebel und breiten Kreuzstöcke, die, unregelmäßig geordnet, die massiven Wandflächen durchbrachen, gaben freilich dem Ganzen bei aller Pracht etwas Düsteres und Schwerfälliges; aber diese düstere,

schwerfällige Pracht entsprach auch wieder der ganzen Umgebung so sehr, daß es Jeden, der sich Schloß Tegel nahte, wie mit einem elegisch-romantischen Hauche anwehte.

Gingen doch auch gar wunderbare Sagen über das Schloß selbst — Sagen von einem Geiste, der, in der Gestalt einer weißen Frau, oft in dem Schosse umgehen und sich jedesmal zeigen sollte, wenn den Besitzern desselben ein Unglück bevorstehe*).

Mit diesem, im allgemeinen schwermüthigen Charakter stand indessen weder das Wesen der Bewohner des Schlosses, noch das Leben im Einklang, welches sie führten: da seine Besitzer wackere, lebensfrohe Menschen waren, deren Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit Tegel zu einem recht belebten und vielbesuchten Aufenthaltsorte machten.

---

*) Merkwürdigerweise hat diese Sage Göthe zu einer Stelle in seinem Faust Veranlassung gegeben. Nicolai hatte nämlich 1797 in der Berliner Akademie eine Vorlesung gegen die Erscheinung dieses Geistes gehalten. Göthe, der ein Feind Nicolai's war, weil dieser seinen „Werther" angegriffen hatte, läßt nun Nicolai im Faust als Geist der Plattheit, als Proktophantasmist, die Walpurgisgeister auf dem Blocksberge, dem Olymp der Abgeschmacktheit, also anfahren:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug — und dennoch spukt's in Tegel."

„Alex. v. Humboldt." Ein biographisches Denkmal von Professor Dr. Klenke, S. 16.

„Erinnerungen an W. v. Humboldt." Von G. Schlesier, I. S. 6.

Schloß Tegel gehörte nämlich um jene Zeit dem Freiherrn Alexander Georg von Humboldt, der 1720 geboren, also jetzt ein Mann von fünfundfünfzig Jahren war.

Freilich sah man dies der hohen, kräftigen, breitschulterigen Gestalt kaum an, so wenig als dem männlich schönen Antlitz, dessen dunkler Teint durch die gepuderte Perücke und den gewaltigen, natürlich grauen Schnurrbart vortheilhaft gehoben wurde.

Der Freiherr hatte überhaupt etwas Martialisches in seiner Erscheinung, was jedoch die hohe schöne Stirne und die milden freundlichen Augen mäßigten. Seine Züge waren dabei scharf markirt, während sein Wesen, sein Auftreten und alle seine Bewegungen den alten Soldaten aus der Schule Friedrich des Großen auf der Stelle erkennen ließen.

Und ein tapferer Soldat war ja der alte Freiherr von Humboldt in der That gewesen; diente er doch lange Zeit in dem Finkenstein'schen Dragonerregimente als Major, worauf er während des ganzen siebenjährigen Krieges die Stelle eines Adjutanten bei dem Herzog Ferdinand von Braunschweig begleitete und von diesem oft zu mündlichen Rapporten an Friedrich den Großen abgesandt wurde. Der König aber ward dadurch aufmerksam auf den Major, der ihm — schon seines offenen entschiedenen Wesens wegen — gefiel. Als daher der Krieg zu Ende war, ernannte Friedrich der Große den

Major von Humboldt, Erbherrn auf Hadersleben und Ringeswalde, zu seinem Kammerherrn und beorderte ihn zu dem Hofhalte Elisabeths, der neuvermählten Prinzessin von Preußen.

Da aber diese, keineswegs zufriedene, Ehe getrennt und die Prinzessin nach Stettin gebracht worden war, entledigte sich Major von Humboldt des ihm ohnehin peinlichen Dienstes am Hofe und lebte von nun an mit seiner Gattin, einer geborenen von Colomb — Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des Präsidenten von Colomb in Aurich — auf seinen Schlössern Hadersleben, Ringeswalde und vorab auf seinem lieben Tegel *).

Freiherr Major von Humboldt hatte indessen dadurch weder die Gunst des alten Heldenkönigs noch jene des Prinzen verloren. Beide besuchten ihn sogar von Zeit zu Zeit, ja es darf mit Gewißheit angenommen werden, daß der Kronprinz — nachheriger König Friedrich Wilhelm II. — den Major, hätte dieser den Regierungsantritt des Prinzen erlebt, zu irgend einer bedeutenden Stelle in der Staatsverwaltung, vielleicht zur Bildung eines neuen Ministeriums, berufen haben würde **).

Immerhin erhielt die Gunst des Königs und des Prinzen — die sich hier, wie selten in ihrem Leben, in gleicher Neigung begegneten — den alten Freiherrn en

*) Klenke: A. v. Humboldt S. 15. Schlesier: I. S. 4.

**) Raumer: Beiträge zur neueren Geschichte. V. Thl. Leipzig 1839. S. 297. Schlesier: I. 4. Klenke: 15.

vogue; so daß fortwährende Besuche von der nahen Hauptstadt aus auf Tegel nicht fehlen konnten. Galt es hier doch auf der einen Seite sich in dem Abglanze einer untergehenden Sonne behaglich zu spiegeln, auf der anderen aber mit diplomatischer Feinheit für eine aufgehende die freudige Huldigung schon voraus zu bringen.

Waren nun auch diese Besuche dem schlichten, aller diplomatischen Achselträgerei höchst abgeneigten Major nicht immer die liebsten, so übte er doch auch gegen sie Gastfreundschaft, die freilich dann eine ganz andere wurde, so bald die Besuche nach seinem Geschmack waren.

Ueberhaupt war der alte Freiherr von Humboldt so recht das Bild eines märkischen Edelmannes, nicht frei, wie wir gesehen haben, von den hinzutretenden Zügen eines Kriegsmannes, aber zugleich angenehm, belebt und nach allen Seiten hin gebildet.

Kein Genuß befriedigte ihn, bei welchem der Geist nicht betheiligt war, so wie er es oft in seiner schlichten und geraden Manier laut heraussagte: daß er auf alle äußeren Vorzüge nichts gebe, so bald sie nicht mit Bildung verknüpft seien. Er selbst hatte in seiner Jugend Universitätsstudien gemacht und besaß daher Kenntnisse, die ihm für das Leben gut kamen. Vorurtheile beschränkten ihn nicht und wo er im Leben auf sie traf, ging er — keineswegs mit soldatischer Rohheit, wohl aber mit der glücklichen Leichtigkeit eines erfahrenen und gebildeten Mannes — über sie hinaus. So schaffte er

sich, schon in seinen früheren Verhältnissen, zu dem gegebenen Lebensgebiete ein zweites, reicheres, gewählteres, ohne aus jenem herauszutreten, und nahm das letztere ganz in Besitz, sobald er sein eigener freier Herr geworden war.

Bei dem Hergebrachten konnte sich sein lebhafter Geist nicht beruhigen, am wenigsten in den Gebieten, die insbesondere den Geist in Anspruch nehmen. Dabei hatte er den Takt, das Bedürfniß und den Muth, die alten ausgetretenen Wege vorschriftsmäßiger Ansichten zu verlassen und kühnen Schrittes den neuen Richtungen der Zeit zu folgen. So zum Beispiel bei der Erziehung seiner beiden Söhne Wilhelm und Alexander.

Ein frischer Geist des Fortschrittes, von Preußens Throne und seinem erhabenen Inhaber, Friedrich dem Großen, ausgehend, bewegte ja damals die Welt. Neuerungen in der Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthumswissenschaften bewegten das zweite und drittletzte Decenium des vorigen Jahrhunderts.

Die neue Erziehungsmethode, für welche Rousseau damals auftrat, hatte einen schnellen Eingang gefunden; es ging der Domherr von Rochow auf Rekahn mit ermunterntem Beispiele einer Erziehungsreform voraus; der bekannte Gedike wirkte dafür in Berlin; Campe, ein geborener Braunschweiger — damals Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen von Preußen in Potsdam — trat den neuen Fortschritten in der Unterrichtsmethode

bei. Basedow und das Philanthropin, die bekannte Erziehungsanstalt in Dessau, bildeten, nach dem neuen Systeme des Rousseau'schen Prinzipes, Erzieher und Hofmeister aus; es wurde selbst für die höheren adlichen Familien eine Ehren- und Modesache im allgemeinen Erziehungseifer der Zeit, Hauslehrer zu nehmen, welche das Praktische und Nützliche mit dem von Heyne in Göttingen ausgegangenen Auffrischen der alten Sprachen, namentlich der griechischen, zu verbinden wußten.

Natürlich blieb auch der Major von Humboldt — seinem beweglichen Geiste, seinem regsamen Vorwärtsstreben treu — diesen Einflüssen nicht fremd. In Folge seiner Bemühungen lernte er den damaligen Feldprediger des Prinz von Preußen-Regimentes zu Potsdam, Campe, kennen; und da er alsbald in ihm einen Mann fand, der sich zur Pädagogik weit mehr hingezogen fühlte, als zur Theologie, so nahm er denselben in sein Haus, um ihm die Erziehung seiner beiden Söhne anzuvertrauen.*)

So verschmähte der Freiherr auch hier den alten ausgetretenen Weg; ja er war vorurtheilsfrei und muthig genug, an die jungen, noch unerkannten Männer der Zeit heranzutreten und ihnen, wenigstens im Geiste, auf ihren frischen und glänzenden Bahnen zu folgen.

Der Empfänglichkeit des Geistes entsprach bei dem

---

*) Schlesier, am angeführten Orte I. Th. S. 10 u. s. w. Klenke: S. 17.

Major übrigens eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeist denen des Gemüthes, der g e i s t i g e n Liebenswürdigkeit und des i n n e r e n W e r t h e s, und wenn der Major auch großer, gewaltiger Leidenschaften unfähig war, so fand doch warme Freundschaft und die innigste Liebe zu Gattin und Kindern eine Stelle in seiner Brust.

Gastfreundschaft war dabei, wie schon erwähnt, ein Hauptzug seines Charakters, und da die überaus glücklichen Verhältnisse, in welchen er lebte, ihm zu allen Ausgaben freie Hand ließen, so übte er diese Gastfreundschaft auf Schloß Tegel wie ein kleiner König.

So stand der alte Freiherr von Humboldt da, das schöne Bild eines wirklichen E d e l m a n n e s, der sich auf der Höhe seines Standes und seiner Vortheile weiß, in dem vollen Lichte seiner Zeit, ihrer geselligen und geistigen Ausbildung und mit allen Besten der Mitwelt in Bezug und Verkehr.

Auch die Majorin von Humboldt war eine große und starke Frau — dem Körper und der Seele nach — von entschiedenem Charakter und freier Geistesart: edel, rechtschaffen und ehrenfest. Da sie ihre Mutter frühe verloren, hatte sie gesucht in freien, selbstgewählten Bezügen dem ächten, gediegenen Gehalt des Lebens zu begegnen, den ihr Geist und Gemüth verlangte. So kam sie schon in der Jugend zu einer Selbstständigkeit, die

fast etwas Männliches an sich hatte und sich namentlich dadurch auszeichnete, daß sie in allen Dingen unmittelbar auf die Wahrheit ausging. Reifer, erwuchs ihr der Muth, nach solcher Wahrheit immer zu forschen und die Kühnheit, sie unter allen Umständen zu sagen. Gerade diese Eigenheiten gewannen ihr aber die Achtung und Liebe des Majors, der sie als verwittwete Baronin von Holwede kennen lernte. Dem Soldaten gefiel dies feste edel-stolze Wesen und zwar um so mehr, als es seinem Scharfblicke nicht entgehen konnte, daß hier bei aller männlichen Kraft doch ein weiches, tief empfindendes Herz, die edelste Menschenliebe, aufopfernde Zärtlichkeit und eine unerschütterliche Treue wohne.

Und wie stimmten nun Beide in unbestechlicher Verachtung aller Heuchelei und Eitelkeit, aller Feigheit und Eigensucht überein; aber auch in der höchsten Achtung für alles Reinmenschliche, in ihrer gegenseitigen Neigung und in dem Bewußtsein, daß ihre beiderseitige höchste Lebensaufgabe die gute Erziehung ihrer Kinder sei.

Und diese Kinder waren bis jetzt vortrefflich gerathen. Wilhelm zählte zehn, Alexander acht Jahre. Schade nur, daß der letztere etwas schwach und kränklich war, was übrigens zum Theil von der Anstrengung herrühren mochte, die ihm das Lernen kostete; hielt es doch in der That Alexander schwer, dem älteren Bruder, der einen hervorragenden Geist zeigte, nachzukommen. Er war überhaupt stiller, als Wilhelm, und sein sinniges, beschei-

denes Wesen stach oft auffallend genug gegen die Heiterkeit und das jugendlich-kräftige Aufstreben des letzteren ab.

Alexander hatte dabei von der Mutter das schlichte nach Wahrheitausgehen, und nichts auf der Welt hätte den Knaben je vermocht, eine Lüge zu sagen, oder sich auch nur mit einem entfernt von der Wahrheit abweichenden Gedanken vertraut zu machen; während Wilhelm, gewiß ebensofern von jeder Unwahrheit, sich doch gern poetischen Schwärmereien — in soweit sie im Einklange mit seinem jugendlichen Alter standen — hingab. Ueberhaupt neigte sich Wilhelm zu einer gewissen Gefühlsschwärmerei, die Alexander nicht kannte, an deren Stelle jedoch bei diesem ein um so innigeres wirkliches Mitgefühl trat. Beide hingen dabei mit großer Liebe an den Eltern, während sie sich gegenseitig mit einer Innigkeit angehörten, die, ihnen selbst unbewußt, für andere wahrhaft ergreifend war.

Schön und erhebend griff aber, außer dieser Liebe zu Eltern und untereinander, noch eine dritte Neigung in ihr junges Leben, und dies war die begeisterte Verehrung, die kindlich-warme Hingabe an Campe, ihren Freund und Lehrer. Und Campe verdiente die Verehrung von Seiten der Kinder, die Freundschaft, die ihm die Eltern entgegenbrachten, wirklich auch im vollsten Maße. Die Wahl des Majors hätte auf keinen tüchtigeren Mann, sowohl in sittlicher, als auch in wissenschaftlicher

Beziehung fallen können; während der seltene Zufall es wollte, daß hier überhaupt Schüler, Lehrer und Eltern so vortrefflich zu einander paßten, daß sie wie für einander geschaffen schienen. Welch ein gedeihliches Zusammenleben auf Schloß Tegel aus diesem glücklichen Verhältnisse hervorgehen mußte, liegt klar vor Augen; und wirklich gestaltete sich unter Campe das häusliche, von einem frischen Geisteshauch stets bewegte Zusammensein bald so schön, daß der alte Freiherr — trotz seiner Liebe zur Geselligkeit und trotz seiner Gastfreundschaft — dennoch manchmal gern auf allen Besuch verzichtet hätte. Aber Campe war auch ein Mann von ebensoviel Geist und Kenntnissen, als Gemüthlichkeit, Kunstsinn und Phantasie. Dabei gewann er sich schon durch die Art und Weise, wie er die Erziehung Wilhelms und Alexanders handhabte, das Vertrauen und die Herzen der Eltern und Kinder.

Bei ihm war von keiner maschinenmäßigen Abrichtung seiner Zöglinge die Rede; von keiner leeren Beschäftigung des Gedächtnisses ohne Einwirkung auf den Verstand; seine Unterrichtsweise athmete im Gegentheil stets Frische, Leben, Freiheit und Geist. Hier war lehren und lernen Vergnügen; und dieser heitere gegenseitige Rapport zwischen Schüler und Lehrer führte nicht nur spielend zu glänzenden Ergebnissen, er wob auch im Geheimen das magische Band der gegenseitigen Liebe.

Campe ging darauf aus, die Empfänglichkeit des

jugendlichen Geistes und Gemüthes durch Anschauung der Welt, fremder Natur und der Beschreibung von Menschen und Sitten zu entwickeln. Und wie gewaltig mußte der Mann, der in späteren Zeiten den „Robinson" herausgab, und die Kinderwelt mit phantasiereichen Bildern kühner Seefahrer und neuer Weltgegenden bereicherte, auf die jugendliche Phantasie und Vorstellung seiner Zöglinge wirken. Mit Entzücken lauschte dann besonders Alexander, und mächtiger und mächtiger erwuchs in seiner jungen Brust die Sehnsucht nach fernen Gegenden, der Trieb, auch einmal die neue Welt mit ihren Wundern zu sehen und zu erforschen.

Und wenn Campe, der in späterer Zeit, nächst Klopstock, den bedeutendsten Ruf als Sprachtheoretiker und Kenner des deutschen Styles hatte, sich mit seinen Schülern auf Sprachen und den Geist, der in denselben ruht, einließ, wie mußte dies den ungemein begabten Wilhelm erfassen, der von Natur aus große Anlagen zum Sprachstudium mitbrachte.

In allem Unterricht Campe's war dabei Frische und Leben. Hier saßen nicht Lehrer und Schüler gegenüber und gähnten gegenseitig bis zum Kinnladenverenken; wohl aber betrachteten beide Theile das Lehren und Lernen als eine Lust. Campe's Princip war es und er sprach es oft aus: Wer da sagt, daß das: „Und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" ein Fluch gewesen sei, der hat das rechte Verständniß nicht. In

dieser Nothwendigkeit der Arbeit liegt eben der rechte Segen. Unsere Arbeit gibt uns unser eigenes Glück, sie allein verschafft uns Zufriedenheit und Frieden; sie allein gibt uns das Gefühl unserer Menschenwürde; sie allein söhnt uns mit unserer Mission aus, denn .... sie selbst ist unsere Mission!

Entblößt euere Häupter, ihr Sterblichen! — rief bei solcher Gelegenheit Campe wohl aus — und neigt euch vor dem großen Princip des Schaffens und der Thätigkeit, das in der ganzen Natur waltet, und das auch in euch rege ist. Ehrt den Arbeiter und seine Arbeit, — ehrt den Schöpfer und seine Schöpfung, — ehrt das allwaltende Princip des Lebens: den ununterbrochen thätigen Menschengeist!

So hatte sich um das Jahr 1775 das Leben auf Schloß Tegel gestaltet; so wurde hier in stiller Verborgenheit der Same des Guten in zwei junge empfängliche Herzen gestreut.

Der König und der Candidat.

Gewiß wurde Friedrich dem Großen nie eine schönere und bedeutsamere Huldigung gebracht, als diejenige war, die der Dichter Maltitz ihm in einem Epigramm widmete, dessen Schluß lautet:

„Es wird kein Sohn nach dir sich nennen,
Doch dein Jahrhundert heißt wie du!"

Und Friedrich der Große war in der That der Mann seines Jahrhunderts. Seine Kriege hatten unendliche Summen und zahllose Menschen gekostet; ganze Provinzen, wie Pommern, waren zur Wüste geworden, während in anderen die Frauen den Pflug führen mußten, weil es für die Feldarbeiten an Männern gebrach. Dessen ohnerachtet hatte sich am Schlusse seines Lebens die Bevölkerung fast verdoppelt, ganze Strecken unbrauchbaren Landes waren bewohnbar geworden, gegen 800 neue

Dörfer und Flecken entstanden, und doch füllte noch ein Schatz von siebenzig Millionen die Staatskasse. Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe blühten unter ihm empor; er gründete 1764 die Berliner Bank, organisirte das Accisewesen, freilich in zu strenger Weise, und legte den Grund zu dem erst unter seinem Nachfolger beendigten preußischen Landrechte, einem der wichtigsten Gesetzbücher der neueren Zeit. Seine Armee ward dabei das Muster für alle Armeen in ganz Europa, so daß Freund und Feind in dieser Hinsicht seine Einrichtungen nachahmte. Und wie groß und schön steht Friedrich II. als Mensch da! . . . ein König, der Held, Staatsmann, Geschichtschreiber, Dichter und Philosoph ist; — ein Bewunderer und Beschützer der Künste; — der Schöpfer einer neuen freieren Zeit!

Allerdings konnte bei so viel Licht auch der Schatten nicht fehlen; aber erwägt man, was der große König gewollt und was er gethan hat, so muß man mit Shakespeare ausrufen: „Sagt Alles nur in Allem — er war ein Mann!"

War es da ein Wunder, daß alle Welt, daß namentlich jeder Preuße für Friedrich II. schwärmte?

Er hatte ja ein Reich gegründet, dem eine Stimme unter den europäischen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzendere Aussichten geöffnet schienen. So gab unter den zerrissenen und zerfallenen Verhältnissen des deutschen Reiches, dieser junge, sich wie ein

Adler aufschwingende Staat jedem Preußen schon ein gewisses Selbstgefühl und einen zuverlässigen Halt. Ein kriegerischer Heldenmuth schien jedem Unterthan eines solchen Königs wie von Geburt eingehaucht, und der Geist der Freiheit und des kühnen Aufstrebens, der von dem Throne ausging, pulsirte in jenen Zeiten mächtig durch alle Schichten des Volkes.

Major von Humboldt unterhielt sich mit Campe gerade von diesem, schon hundertmal besprochenen und doch immer neuen und unerschöpflichen Gegenstande, als die Majorin mit den Kindern, begleitet von einem schüchtern aussehenden Manne, hinzutrat.

Es war ein junger Cadidat, aus Thüringen gebürtig, den sie — im Auftrage eines benachbarten Edelmannes — als Erzieher für dessen Kinder von Berlin hatte kommen lassen. Der junge Mann war ihr warm empfohlen; da sie aber in ihrer großen Gewissenhaftigkeit nicht gern auf Empfehlungen ging, sondern lieber selbst prüfte, so hatte sie denselben zu einer Besprechung nach Tegel eingeladen. Campe sollte ihr dann, was die wissenschaftliche Bildung des jungen Mannes betraf, mit seinem gediegenen Urtheile an die Hand gehen; sie selbst wollte nur mehr den Menschen erforschen.

So befand sich der junge Mann — er hieß Christian Kunth und zählte kaum zwanzig Jahre*) — seit einigen

*) Trat später in intime Beziehungen zu der Familie Humboldt, dann in den Staatsdienst und starb als Geheimer Ober-Regierungsrath.

Tagen auf dem Schlosse. Aber so kurz auch sein Aufenthalt hier war, hatte man ihn doch schon allgemein lieb gewonnen, da sich sein Benehmen als bescheiden, sein Wesen als schlicht und offen, seine Kenntnisse, nach Campe's Urtheil, als gediegen herausstellten. Allerdings hätte der Major etwas mehr Entschiedenheit an ihm gewünscht; aber das konnte sich ja geben, wenn Kunth nur erst den gedrückten Verhältnissen entzogen wurde, in welchen er bisher gelebt.

Die Unterredung, welche Frau von Humboldt eben auf einem Spaziergange mit dem jungen Candidaten in Gesellschaft der Kinder gepflogen, mußte übrigens ebenfalls sehr günstig ausgefallen sein, denn ihr Züge strahlten eine gewisse freudige Genugthuung.

Der Major sah es ihr an, und bot daher dem jungen Manne mit doppelter Herzlichkeit die Hand.

„Ihr kommt gerade recht!" — sagte er dann — „um an unserem Gespräche über den ersten Mann unseres Jahrhunderts, unseren großen und herrlichen König, Theil zu nehmen. Sie sind zwar kein Preuße, junger Mann, aber wessen Herz schlägt nicht höher, wenn er an Friedrich II. denkt!"

„Gewiß!" — entgegnete Kunth und seine Augen leuchteten freudig auf, während ein leichtes Roth über sein Antlitz lief. — „Es gibt keinen größeren Geist und kein edleres Herz. O! Sie wissen nicht, wie tief ich dies selbst empfunden habe."

„Sie selbst?“ — frug der Major erstaunt. — „Sind Sie persönlich mit dem Könige in Berührung gekommen?“

„Auf die wunderbarste Weise von der Welt!“ — entgegnete der Candidat lächelnd. — „Wenn ich nicht fürchten müßte, die Herrschaften zu langweilen...“

„O nein! nein!“ — rief der Major lebhaft angeregt. — „Erzählen Sie immer. Uns interessirt alles, was Friedrich angeht. Die Eigenthümlichkeiten und Gedankenblitze eines Genies sind oft die köstlichsten Saatkörner für neue große Thaten und Gedanken.“

„Davon handelt es sich hier nun freilich nicht!“ — meinte der junge Mann fast eingeschüchtert; — „aber von einer so liebenswürdigen Hochherzigkeit,“ — setzte er leise hinzu — „daß sich jedes empfängliche Gemüth daran erwärmen kann.“

„Desto besser!“ — sagte die Majorin. — „Die heilige Gluth reiner Menschlichkeit in unserem Inneren zu nähren, bleibt, unter allen Umständen, ein Verdienst.“

„Außerdem“ — setzte Campe hinzu — „ist ein großer Mann in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine meteorartige Erscheinung, von der sich nur sehr schwer Rechenschaft ablegen läßt, wenn man sie nicht nach allen Seiten hin festhält.“

„Also!“ — rief der Major. — „Lassen Sie hören.“

Man hatte sich auf eine große steinerne Gartenbank niedergesetzt; die Knaben stellten sich mit dem Ausdruck

der Spannung zu beiden Seiten des jungen Mannes und dieser hub an:

„Als ich das vorige Jahr nach Berlin kam, wurden mir bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganzer Batzen weggenommen.“

„Genommen?“ — frug der achtjährige Alexander hier erstaunt.

„Ja, mein Kind!“ — versetzte Kunth. — „Der König, sagte man mir, habe schon seit längerer Zeit die Batzen ganz und gar verbieten lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, in die königliche Residenz, — auf den Packhof! . . . das sei Contrebande!“

„Das war ein schöner Willkomm in Berlin!“ — rief der Major.

„Gewiß!“ — versetzte der junge Mann mit einer so bedenklichen Miene, als sei es ihm heute geschehen. — „Und es war noch dazu mein ganzer Reichthum.“

„Und was fingen Sie nun an?“

„Ich entschuldigte mich damit: daß ich aus Thüringen käme und als Student und Ausländer nichts von dem Verbote wisse. Vergeblich! — Ich frug: was ich denn anfangen, wovon ich denn leben solle, wenn sie mir mein Bischen Habe nehmen würden? — Umsonst. „Da muß Er selbst zusehen, wie Er das macht!“ fuhr mich der Inspector an. — „Jetzt laß Er auf der Stelle Seine übrigen Sachen fortbringen.“ Es wurde nun ein Mann

herbeigerufen, um meine wenigen Habseligkeiten fortzubringen. Dieser brachte mich in die Judenstraße, in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte 4 Groschen Lohn.

Aber wo nun diese hernehmen? Glücklicherweise kam jetzt der Wirth herbei, und als er sah, daß ich ein Bett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könne ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir einstweilen auf Rechnung borgen; und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen rothen Heller in Furcht und Angst."

„Hatten Sie denn gar Niemanden, an den Sie sich wenden konnten?" — frug hier Wilhelm mit Theilnahme.

„Nicht eine Seele!" — entgegnete Kunth. — „Ich war auf gut Glück nach Berlin gegangen, in der Hoffnung, auf meine Zeugnisse hin eine Lehrerstelle zu finden. Erst nach Wochen traf ich Jemanden, der sich für mich zu interessiren schien."

„Und der war?"

„In dem weißen Schwanen spannen Fuhrleute aus und logiren da. Zu diesen kam öfters in Geschäftsangelegenheiten ein gewisser Advocat. Ich wurde bald mit ihm bekannt und klagte ihm meine unglückliche Fata. Sofort bot er sich mir zur Hülfe an und ich versprach ihm, wenn er mir mein Geld zurückschaffe, einen Louisd'or."

„Und das nahm der Mann an?“ — frug fast zornig der kleine Alexander.

„Warum nicht?“ — meinte Kunth. — „Es war ja eine Geschäftssache.“

„Nein!“ — entgegnete der Knabe fest und bestimmt. — „Sie waren im Unglück und da hätte er sich eine Freude daraus machen sollen, Sie zu retten.“

„Recht! so handelt ein edler Mensch!“ — rief die Mutter, zog ihren Kleinen an sich und küßte ihn mit einem Blicke freudiger Anerkennung auf die Stirne.

„Und wie ging es Ihnen weiter?“ — frug der Major.

„Ich mußte dem Advocaten folgen, und bald standen wir vor dem Minister. Der Advocat trug sogleich die Sache vor und sagte unter Anderem: „Wahr ist es, daß der König die Batzen verboten hat; sie sollen in seinem Lande nichts gelten, aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll.“ Aber da hätten Euere Gnaden das Gesicht des Ministers sehen sollen. Mit finsteren Mienen rief er meinem Vertheidiger zu: „Seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Es scheint, Ihr habt Lust auf die Hausvogtei! Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen!“

„Und was that nun der Advocat?“ — frug der alte Freiherr gespannt.

„Er submittirte sich und zog sich unter Bücklingen

zurück. Auch mir war der Muth entsunken und als ich mich auf der Straße nach meinem Manne umsah, war er über alle Berge."

„Sie hätten sich gleich an den König wenden sollen!" — meinte der Major.

„Das rieth man mir in Berlin auch. Aber du mein Gott, denken Sie sich meine Lage. Er, der große gewaltige König, vor dem ganz Europa erzittert; — der Weise von Sanssouci, den ein ganzer Hof großer Männer umgibt, und ich . . . der arme, ganz fremde, unbedeutende Mensch!"

„Aber Sie faßten hoffentlich doch endlich Muth?" — fiel hier die Majorin ein.

„Ja, ich that es!" — rief Kunth freudig — „und von diesem Zusammentreffen wollte ich Ihnen ja gerade sprechen. Man gab mir also den Rath, den König supplicando anzutreten; das Memorial aber müsse ganz kurz sein, gleichwohl die contenta enthalten. Ich concipirte demnach ein solches, mundirte es und ging mit dem Aufschluß des Thores, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, in Gottes Namen nach Potsdam. Glücklicher Weise traf ich auch gleich den König. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren seiner Soldaten. Als dies vorbei war, ging er in den Garten, auch die Soldaten entfernten sich und es blieben nur zwei Offiziere zurück, die miteinander auf dem Platze auf und abgingen. Ich muß den Herrschaften gestehen, daß ich

jetzt vor Verlegenheit nicht wußte, was ich machen sollte. Die Offiziere mochten dies denn auch bemerken, denn sie kamen lächelnd auf mich zu und frugen, was ich vorhabe? Die Sache war bald mitgetheilt und nun sagte der eine: „Gehe Er dem König auf dem Fuße nach, er ist allein im Garten und heute extragnädig.“ Ich aber hatte dazu den Muth nicht; die Ehrfurcht war zu groß. Als die Offiziere dies bemerkten, lachten sie mich aus, und ehe ich mich dessen versehen konnte, hatte mich Einer beim rechten, der Andere beim linken Arm, und fort ging es in den Garten.“

„Recht so! recht so!“ — rief hier der Major heiter. — „Das war resolut. Und wahrlich, junger Mann, von solch' resolutem Wesen dürfen Sie noch etwas annehmen.“

„Der Meinung bin ich ebenfalls!“ — sagte die Majorin mit feinem gutmüthigem Lächeln und auch Campe nickte bestätigend.

Der junge Mann war blutroth geworden, aber die Freundlichkeit in den Zügen Aller gab ihm rasch seine Fassung zurück. Noch glühend fuhr er fort:

„Der König stand bei dem Gärtner, bückte sich nach einem Gewächse und hatte uns den Rücken zugewandt. Hier hielten die Offiziere an und commandirten flüsternd: „Hut unter den linken Arm!“ — „Rechten Fuß vor!“ — „Brust heraus!“ — „Kopf in die Höhe!„ — „Papiere aus der Tasche!“ — „Mit der rechten Hand hoch gehalten!“ — „Steht!“

Die ganze Gesellschaft mußte hier, bei dem Gedanken: den verzagten jungen Candidaten so stehen zu sehen, laut lachen. Kunth lachte mit und sagte:

„Sie können sich denken, daß ich dem Commando wie ein Rekrut gehorchte und wie eine Mauer stand, auch als sich die beiden Offiziere leise aus dem Staub machten. Gleich darauf richtete der König sich empor und sah den Bittsteller in Positur. Aber, meine Herrschaften, nie! nie! werde ich den Blick vergessen, der jetzt auf mich fiel; war es mir doch, als ob mich die Sonne durchstrahle. Ich fühlte mich so wunderbar überrascht, daß ich kaum bemerkte, wie der Künig den Gärtner sandte und dieser mir die Papiere abnahm. Als sie der König empfangen, ging er in einen anderen Gang, sie zu lesen. Mein Herz klopfte zum zerspringen; aber wie jauchzte die Freude in mir auf, als er gleich darauf zurückkam und mir freundlich winkte, näher zu treten. Und mit welcher Huld redete mich nun der Monarch an: „Lieber Thüringer!" — sagte er — „Er hat zu Berlin durch Informiren der Kinder das Brod gesucht, und sie haben ihm beim Visitiren seiner Sachen auf dem Packhof sein mitgebrachtes Thüringer Brod weggenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nichts gelten; aber sie hätten auf dem Packhof sagen sollen: Ihr seit ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Gut, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln, schickt ihn zurück nach Thüringen und laßt Euch andere Sorten

kommen. Aber nicht wegnehmen, das war dumm und hart dazu. Geb' Er sich indeß zufrieden, Er soll sein Geld cum Interesse zurückerhalten. Berlin, lieber Mann, ist jedoch ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist außerdem ein fremder Mensch; ehe Er bekannt wird und Information bekömmt, kann er verhungern."

Ich fühlte die Wahrheit dieser Worte nur zu gut. Plötzlich schien indeß dem König etwas einzufallen, und jetzt gab es folgendes Verhör:

„Wo hat er studirt?"

„Ew. Majestät, in Jena."

„Unter welchem Prorector ist Er inscribirt worden?"

„Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch."

„Was waren sonst für Professoren dort?"

„Buddäus, Danz, Weißenborn, Walch."

„Auch fleißig Biblica gehört?"

„Beim Buddäo."

„Das ist der, der mit Wolffen so viel Krieg hatte?"

„Ja, Ew. Majestät. Es war ...."

„Was hat er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?"

„Ethica et Exegetica bei Dr. Förtsch; Hermeneutica et Polemia bei Dr. Walch; Hebraica bei Dr. Danz; Homoletica bei Dr. Weißenborn; Pastorale et Morale bei Dr. Buddäo."

„Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem? so daß die Studenten ohne Unterlaß

sich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

> Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
> Der hat von großem Glück zu sagen."

„Diese Unsitte, Majestät, ist aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt ein stilles und fleißiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic? observiren will. Die durchlauchtigsten Nutritores Academiae schafften übrigens die sogenannten Renommisten auf die Wartburg bei Eisenach; da haben sie gelernt, ruhig sein."

„In diesem Augenblicke schlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort," — sagte der König — „die Suppe wartet. Ich werde Ihn aber nicht vergessen." Und damit nickte er mir freundlich zu und ging in das Schloß.

„Das war nun alles recht schön und gut; aber mir war doch schlecht zu Muthe. Ich hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wirklich eine Kunst, das Heulen zu verbeißen."

„Armer junger Mann!" — rief hier die Majorin voll aufrichtigen Mitgefühls — „das war freilich eine harte Prüfung. Und wie fanden Sie sich heraus?"

„In der Bangigkeit meines Herzens blieb ich wie angewurzelt stehen, als sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter legte. Bestürzt blickte ich auf: es war ein Kammerhusar. „Komme Er mit!" — sagte dieser und

ich folgte. Im Schloß führte er mich in ein großes Gemach, in welchem sich Pagen, Lakaien und Husaren befanden; aber es fand sich hier auch ein kleiner gedeckter Tisch und auf dem standen zum Entzücken meines armen ausgehungerten Magens: eine Suppe, eine Portion Rindfleisch, Karpfen, ein Gericht Wildpret mit Gurkensalat und selbst Dessert. Der Kammerhusar aber sagte: Das Tractament hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, Er soll sich satt essen und ich soll Ihn serviren."

„Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen, obgleich es mich ordentlich ängstigte, daß mich derselbe Kammerhusar bedienen solle, der sonst den König bediente. Ich muß indeß doch ordentlich eingehauen haben, denn der alte schnauzbärtige Husar hatte sichtlich seine Freude an mir. Ich aß und trank mich aber auch recht satt. Den Confect, einen Teller voll prächtiger Kirschen und einen voll Birnen packte er dann noch in ein Papier und steckte es mir in die Tasche, damit ich auch auf dem Rückwege eine Erfrischung haben möge."

„Wie war ich glücklich nach soviel Entbehrungen — und bei der frohen Aussicht in die Zukunft!"

„Ich dankte von Herzen Gott und dem Könige und wollte mich eben entfernen, als ein Sekretär Sr. Majestät eintrat und mir ein verschlossenes Rescript an die Packhof-Inspection überbrachte; dabei zählte er fünf Schwanzducaten und einen Friedrichsd'or auf den Tisch

und sagte: „Das schickt Ihm der König, damit Er wieder zurück nach Berlin kommen kann; außerdem steht unten ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt, die Leute dabei sind angewiesen, Ihn mit nach der Hauptstadt zu nehmen, aber kein Trinkgeld geben, der König hat's verboten."

„Bravo!" — rief der Major begeistert. — „Welche Liebenswürdigkeit liegt darin, daß ein so großer König in all diese kleinen Aufmerksamkeiten eingeht, um Fehler, die seine Beamten an einem Fremden begangen, wieder gut zu machen."

„Aber die Hauptsache kommt noch!" — sagte der junge Mann ganz glücklich in der Erinnerung. — „Als wir nach Berlin kamen, lief ich natürlich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditions-Stube, und überreichte das königliche Rescript. Der Inspector erbrach und las es, erblaßte und gab es dem Nächsten; so ging es schweigend von Hand zu Hand, während sämmtliche Gesichter bald roth, bald bleich wurden. Der Letzte endlich regte sich, ich sollte näher kommen und eine Quittung schreiben: „daß ich für meine 400 Reichsthaler ganzer Batzen soviel an Brandenburger Münzsorten, ohne den mindesten Abzug, erhalten habe." Meine Summe wurde mir hierauf sogleich richtig zugezählt, dann rief man den Schaffner und gab ihm die Ordre: mit mir in mein Wirthshaus zu gehen und zu bezahlen, was ich bis jetzt schuldig sei. Dazu gaben sie ihm laut Rescript 24 Thaler,

und wenn das nicht zureiche, habe er wieder zu kommen und mehr zu holen."

„Herrlich!" — rief der Major und sein Gesicht leuchtete vor Freude, — „das war es, was der König damit meinte: Sie sollen ihre Gelder cum Interesse wieder haben."

„Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groschen, die ich in acht Wochen verzehrt hatte" — setzte der junge Mann erröthend hinzu — „und damit endigt meine Historie. Ich habe den König als Held, Staatsmann und Philosoph immer bewundert, seit jener Zeit aber hänge ich auch mit Liebe an ihm."

„Wirklich?!" — sagte in diesem Augenblicke eine klare, klangvolle Stimme. Alle sahen sich um; aber in demselben Momente entfuhr auch der ganzen Gesellschaft ein Ausruf der Freude und des Staunens, denn: der König stand, mit beiden Händen auf seinen Stock gelehnt, vor ihnen und schaute sie alle mit seinen großen, herrlichen Augen freundlich an.

Der kleine Alexander.

„Na! hab' ich Ihn überrascht, alter Haudegen!" — rief jetzt der König heiter, indem er eine Prise nahm. — „Wollen einmal Inspection bei der Garnison von Tegel halten. Ist ja wohl die ganze Mannschaft beisammen?"

„Ja, Majestät!" — entgegnete der Major mit freudefunkelnden Blicken, indem er sich hoch aufrichtete und militärisch grüßte. — „Mann, Frau, Kinder und Hausgenossen."

Friedrich trat nun näher, grüßte die Majorin durch ein leises Lüften seines Hutes und nickte den Knaben freundlich zu. „Wie heißt Er?" — frug er dabei den Aeltesten.

„Wilhelm von Humboldt!" — antwortete der Gefragte.

„Wie alt?"

„Zehn Jahre.“

„Kann bald Cadet werden.“

Der Knabe schüttelte mit dem Kopfe.

„Was?“ — rief der König. — „Er will nicht Soldat werden?“

„Nein, Majestät,“ — entgegnete Wilhelm freundlich aber fest. — „Man kann ja auch sonst ein tüchtiger Mensch sein.“

„Da hat Er freilich recht, kleiner Mann; aber was steckt ihm denn sonst im Kopfe, was Er werden will?“

„Ein Gelehrter.“

„Potz Blitz!“ — rief der König, über den Ernst lachend, mit welchem der Knabe diesen Ausspruch gethan. — „S'ist aber doch Schade! Sein Vater war ein so tüchtiger Soldat. Denkt Er noch daran“ — fuhr Friedrich dann zu dem Major gewandt fort und nahm eine neue Prise — „wie Er mir oft Rapport von Herzog Ferdinand von Braunschweig brachte?“ —

„O Majestät!“ — rief dieser — „wer unter den Fahnen Friedrichs des Großen gedient hat, vergißt diese Zeiten nie!“

„Mein Gott, wie die Zeit vergeht!“ — rief hier der König und legte bei den Worten „Mein Gott“ die Hände auf eine Weise auf seinem Stock zusammen, daß es ihm ein mildes Ansehen gab. — „Wenn ich zurückdenke! ..... Weiß Er, daß ich noch die letzten Strahlen von dem Genie des Prinzen Eugen habe leuchten sehen?“

„Vielleicht entzündete sich das Genie Ew. Majestät an diesen Strahlen.“

„Ach, mein Gott!“ — seufzte Friedrich — „wer dürfte sich dem Prinzen Eugen gleichstellen.“

„Wer?“ — wiederholte der Major mit Feuer — „Derjenige, der mehr gilt! Der zum Beispiel, wie Ew. Majestät, dreizehn große Schlachten gewonnen hat.“

„Und doch mitunter seinen Meister fand.“

„Ich kenne keinen!“

„Feldmarschall Traun war mein Meister!“ — sagte der König.

„Majestät . . . .!“

„Er lehrte mich die Fehler kennen, die ich machte!“

„Dann aber“ — rief der Major freundlich — „waren Sie sehr undankbar, Sir!“

„Warum?“ — frug der König überrascht aufhorchend.

„Sie bezahlten ihm die Unterrichtsstunden nicht. Sie hätten sich dafür wenigstens von ihm sollen schlagen lassen; aber ich erinnere mich nicht, daß dies geschehen sei.“

Ein freundlicher Blick des Königs traf den Major, dann sagte er:

„Ich bin nicht geschlagen worden, weil ich mich nicht geschlagen habe.“

Der König hatte diese ganze Zeit noch vor Wilhelm gestanden, der ihn mit ehrfurchtvollem Staunen wie einen Heldenschatten der alten Zeiten angeblickt. Jetzt trat er zu dessen jüngerem Bruder und frug:

„Name?“

„Alexander von Humboldt.“

„Alexander?“ — wiederholte der König — „schöner Name. Erinnert an den größten Eroberer der Welt. Will Er auch einmal ein solcher Eroberer der Welt werden?“

„Ja, Majestät!“ — sagte der Kleine und schlug seine Augen voll Seelentiefe zu dem Fürsten auf; — „aber mit dem Kopf.“

„Also auch ein junger Bücherwurm?“ — rief der König. — „Major! Major! was hat er mir da für Sachen gemacht. Wo soll denn das Land seine Tapferen hernehmen, wenn die Söhne der Besten Bücherhelden werden!“

„Und doch schätzt mein großer König die Männer der Wissenschaft so hoch, daß er sie — wie eine Sonne ihre Trabanten — um sich versammelt und liebevoll mit den Strahlen seiner Gnade übergießt.“

„Auch diese schönen Zeiten sind vorüber!“ — sagte hier Friedrich mit einem Blick, in dem schmerzliche Wehmuth lag. — „Ich bin alt geworden, Humboldt, sehr alt, seitdem er den Hof quittirt hat. Sanssouci, mein liebes Kloster, steht leer und der Abt schleicht, äußerlich und innerlich vereinsammt, wie ein Gespenst aus einem früheren Jahrhundert in ihm herum. Mein lieber Lord-Marschall Keith ruht längst, d'Argens ist todt, Fouque starb im vorigen Jahre, nur Zieten, der alte Haudegen,

ist mir noch zur Seite. Auch mit der Musik will's nicht mehr flecken, seit sie Quantz hinausgetragen, und meine Flöte schweigt, seitdem es da fehlt."

Der König zeigte bei diesen Worten auf seine Zähne, während er den tiefen Schmerz seiner Seele kaum verbergen konnte.

„Und doch," — sagte hier die Majorin bewegt — „kann Ew. Majestät nie einsam werden. Wer ein ganzes Volk .... wer eine Welt in Herz und Geist trägt, wer in der Gegenwart und für die Zukunft so viel des Guten und Großen geschafft, — wer sich Millionen Herzen durch Liebe verbunden, der ist nicht allein; und wäre auch Niemand um ihn, so begleitet ihn seine Größe, sein Bewußtsein und der Segen der Menschheit!"

Der König, still vor sich hinblickend, schwieg eine Weile, dann sagte er, zu der Majorin gewandt:

„Madame, ich danke Ihnen für dies Wort der Anerkennung und Liebe, denn ich weiß, daß über Ihre Lippen keine Unwahrheit und keine leere Schmeichelei kommt, die ich beide in den Tod hasse. Aber was Sie sagten, ist doch nur zum Theil wahr, weil der König nicht nur König, sondern auch Mensch ist, und somit, wie jeder Andere, dem allgemein-menschlichen Schicksale anheim fällt. Wie viele Illusionen, wie viele Hoffnungen, wie viele Wünsche gehen in dem Wogenschlage der Zeit unter. Wie Titanen treten wir in das Leben,

und wie arm, wie entnüchtert, wie ermattet und schwach findet uns das Alter."

„Und das könnte König Friedrich sagen?" — rief der Major. — „Dessen Ruhm wie eine Sonne über der Welt aufgegangen ist und der noch heute mit Jugendkraft für das Wohl seines Volkes schafft?"

„Lassen wir das!" — sagte der König ernst. — „Mit Ruhm und Kriegsehre ist es eine eigene Sache: ich habe Krieg geführt, weil es das Wohl und die Ehre Preußens erforderte. Gesucht habe ich ihn nicht; aber an den Lorbeeren, die er mir brachte, kleben leider viel Blut und viele Seufzer. O, lieber Humboldt, es ist schwer, ein König zu sein, und wenn ich Ihn und seine Familie so ansehe und denke, wie er hier auf Tegel lebt, ein Philosoph und ein kleiner König, so möcht' ich ihn fast beneiden. Er hat da ein sehr schönes Stück Einsamkeit um sich, und das ist etwas Köstliches!"

„Gewiß!" — versetzte die Majorin. — „Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der anscheinend leersten Erscheinung Bedeutung und Inhalt zu geben vermögen."

„Und noch etwas!" — sagte der König. — „In dem Getümmel der Welt vergessen wir oft die Aufgabe, die uns das Leben stellt und die Milde reiner Menschlichkeit, urtheilen rasch und werden hart; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt."

Der König wandte sich nun mit ein paar freundlichen Worten auch an Campe und Kunth, worauf er sein plötzliches Erscheinen von vorhin erklärte. Er hatte seinen Wagen am Eingange der Anlagen verlassen, um die Familie zu überraschen, und wirklich kam jetzt die königliche Equipage und mit ihr Zieten, den sich der König als Begleiter mitgenommen. Der alte Freiherr war überglücklich. Während sich aber Friedrich nun durch die Anlagen führen ließ, deren herrliche Alleen und Baumschulen ihm besonders zusagten, eilte die Majorin in das Schloß, um mit der Sorge einer guten Hausfrau und dem Entzücken einer begeisterten Verehrerin des großen Königs, in aller Eile ein Mittagsmahl zu arrangiren, daß ihr Ehre machen und den Anforderungen des hohen Gastes — die aber, wie sie wußte, bei solchen Gelegenheiten sehr bescheiden waren — würdig entsprechen sollte.

„A propos!" — sagte jetzt der König, nachdem er die Anlagen, Baumschulen und Treibhäuser gesehen, zu dem Major. — „Befindet sich bei Seinem Schlosse nicht ein alter Thurm aus den Zeiten des großen Churfürsten?"

„Ja wohl, Majestät!" — entgegnete der Gefragte — „und er dürfte in mehr als einer Beziehung interessant sein, da er nicht nur eine Schöpfung Conrad von Burgsdorf, des Begründers der preußischen Armee unter den Churfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm ist, sondern der Letztere hier auch manche Stunde seines

Lebens in stiller Wirksamkeit für das Wohl seines Landes zubrachte."

„So wollen Wir ihn sehen!" — rief der König — „und der Heldengeist Unseres großen Vorfahren möge Uns aus ihm entgegenwehen!"

Man begab sich nun nach dem Thurme, der sich massiv und schwerfällig an der einen Seite des Schlosses erhob. Friedrich betrachtete ihn aufmerksam, und die leuchtenden Blicke aus seinen großen Augen bekundeten, daß der alte steinerne Genosse der sturmbewegten Zeiten des großen Churfürsten manche bedeutsame Erinnerung in ihm wach rief.

Nach einigen Minuten schweigenden Anschauens gab der König dem Major ein Zeichen weiter zu schreiten. Sie traten ein und der alte Freiherr führte nun den Monarchen in das Zimmer, das Churfürst Friedrich Wilhelm bewohnt, so oft er sich in die Einsamkeit des damaligen Jagdschlosses Tegel zurückgezogen. Alles war hier noch erhalten, wie es damals gewesen, zeugte dabei aber von der größten Einfachheit: ein gewaltiger Tisch aus geschnitztem Eichenholz, vor ihm ein Sessel aus gleichem Stoff und von gleicher Arbeit; Ledertapeten mit gepreßten und vergoldeten Blumen; einige alte, tiefgedunkelte Bilder in Cartouche-Rahmen und, von der gewölbten Decke herabhängend, ein kleiner Kronleuchter aus Messing von kolossalen Verzierungen von kunstvoll geschliffenem Glas und Krystall.

Friedrich merkte auf diese Aeußerlichkeiten wenig. Schweigend schritt er auf den Sessel zu, setzte sich in denselben, lehnte den Oberkörper zurück und schloß die Augen. Schweigend, unbeweglich, entblößten Hauptes standen die Anderen. Es war ein feierlicher Moment der Huldigung, die ein großer Geist dem anderen brachte.

Und ist es nicht in der That eine höchst interessante historische Erscheinung, die die Geschichte dieser beiden Regenten liefert, deren Leben in zwei neben einander liegenden Jahrhunderten fast gleichmäßig hinläuft? Beide gelangen frühzeitig zur Regierung, herrschen lange, lieben die Wissenschaften und Künste, waren persönlich tapfer, hoben den Staat mit genialer Kraft, erreichten ungefähr zu derselben Zeit ihrer Regierung die höchste Blüthe derselben und verdienten sich beide in der Geschichte den Namen „der Große"; beide endlich starben mit dem Hinblick auf eine glückliche Zukunft des geliebten Vaterlandes.

Und wahrlich! in diesem Momente schien es fast, als sei auch Friedrich II. zu seinen Vätern versammelt, so still, so regungslos lag die dürre Gestalt da. Fünf und sechzig Jahre waren ja bereits über dies Haupt gefahren, und die hart markirten Züge, die tiefen Falten, die eingefallenen Wangen verriethen nur zu gut die gewaltigen Stürme, die dies Leben durchbraust und durchwühlt, während der in seinen Winkeln herabgezogene Mund die schmerzlichen Erfahrungen kündete, die dies große Herz so oft verwundet hatten.

Da lag, in den Sessel des großen Churfürsten zurückgelehnt, geschlossenen Auges, still und regungslos der größte Mann des Jahrhunderts; — aber ein Blick auf ihn, und jeden der Anwesenden mußte der schmerzliche Gedanke durchzucken: wie lange kann es noch dauern und dies herrliche Leben hat aufgehört zu sein und mit ihm sinkt eine große, schöne Zeit hinab. Auch dem Freiherrn war es in diesem Momente, als stehe er vor einer untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen noch eine kleine Weile die Welt mit Licht und Wärme übergießen, ehe sie sich scheidend nach einer anderen Welt wenden.

Selbst auf die Knaben machte dieser feierliche Augenblick einen tiefen unverlöschlichen Eindruck. Längst stand ja das Bild des Königs, wie das eines Helden aus dem Alterthume vor ihrer kindlichen Seele, die in vollen Zügen aus der Liebe und der Verehrung der Eltern eine gleich begeisterte Liebe und Verehrung für Friedrich gesogen. Aber jetzt fühlten sie noch mehr. Ihren Geist, wenn auch noch unentwickelt, wehte die Nähe dieses mächtigen, genialen Geistes unbewußt an. Seine Flügelschläge berührten ihr Haupt wie heiligend und der Genius der Menschheit rief: Die ihr noch diese große Zeit gesehen, sollt groß hinausragen in die kommenden Zeiten!

In der That hatte schon vorhin die Erscheinung des Königs, namentlich auf Alexander, tief und mächtig gewirkt. Er sah ja hier den Mann zum erstenmale, der

ihm, so lange er zu denken vermochte, als der größte und herrlichste Mensch geschildert worden war, und von dessen Gerechtigkeit, Güte und Milde noch kaum vor einer Stunde der junge thüringische Candidat so schön erzählt hatte. Seinem Auge entging es nicht, wie Vater und Mutter, wie Campe, Kunth und der alte ehrwürdige Zieten fast mit einer religiösen Verehrung an den Blicken des Königs hingen; er sah in Friedrich die personifizirte Größe — da sich dem Kinde der allgemeine Begriff hier mit der Person identifizirte — und diese Größe und Erhabenheit, dies höchste Ideal des Menschen, trat, mit dem Erscheinen des Königs, wie eine göttliche Offenbarung dicht vor seine Seele. Campe hatte den Kindern schon oft von Homer und seinem herrlichen Epos, der Ilias, erzählt; die Erscheinung Friedrichs des Großen kam der kindlichen Phantasie Alexanders nun vor, wie eine in jenem Heldengedichte beschriebene Göttererscheinung: wie wenn Jupiter oder Mars aus den Wolken trete.

Alexanders kindliches Herz zitterte daher in stolzer Freude, dem ersten Manne seiner Zeit so nahe gegenüber stehen zu dürfen; aber es drängte ihn auch so mächtig, seiner Anerkennung einen sichtbaren Ausdruck zu geben, daß der Kleine, — als sie vorhin in die Nähe der Treibhäuser gekommen waren und sich der König die noch von Burgsdorf angelegte Baumschule, die nahe den Treibhäusern lag, beschaute, in eines derselben schlüpfte

und sich rasch von dem Gärtner einen Lorbeerzweig abbrechen und zu einem Kranze winden ließ. Der Kranz war für den König, das gestand sich der Knabe mit klopfendem Herzen; wie er ihn aber anbringen wolle, das wußte er freilich noch nicht. Schüchtern suchte er ihn zu bergen, und da die Aufmerksamkeit Aller so ganz auf den König gerichtet war, gelang ihm dies auch vollkommen. Aber jetzt, jetzt in dem Momente, wo der König sinnend mit geschlossenen Augen in dem Lehnstuhle des großen Churfürsten zurückgebogen lag; — jetzt, wo der Vater, Keith, Ziethen und die Uebrigen lautlos, mit entblößten Häuptern in ehrerbietiger Entfernung standen; — jetzt, wo alle Anwesenden und selbst ihn eine wunderbar feierliche Stimmung ergriffen ...... jetzt war der Moment gekommen. Rasch und entschlossen, aber auf den Zehen schleichend, nahte er sich dem großen Eichentische, und ehe ihn noch der überraschte Vater zurückhalten konnte, lag der Lorbeerkranz dicht vor dem Könige. Die entsetzten Mienen der Anwesenden gingen in ein beifälliges Lächeln über.

Als wenige Secunden später Friedrich der Große die Augen aufschlug, war es, als ob sich ein Lichtglanz über das Zimmer und die Anwesenden ausgösse; man sah: sein Geist hatte den Geist seines erlauchten Ahnherrn, des Siegers von Fehrbellin, begrüßt. Da senkte sich sein Blick und fiel auf den vor ihm liegenden Lorbeerkranz. Friedrich war sichtbar überrascht, — er mochte ihm viel-

leicht wie eine Antwort auf die Gedanken dünken, die ihn eben beschäftigt — eine glückliches Lächeln umschwebte seine Lippen und als er das Antlitz wieder langsam erhob, lag der Ausdruck einer solch unaussprechlichen Liebenswürdigkeit in ihm, daß alle Anwesenden unwillkürlich in ein begeistertes: „Hoch! unser großer König!" ausbrachen. Friedrich erhob sich, lüftete seinen dreieckigen Hut, als ob er vor der Fronte eines Regimentes stehe, sagte freundlich: „Ich danke Ihnen, meine Herren!" und verließ, sichtbar bewegt, das Zimmer. Der Freiherr und seine übrigen Gäste folgten schweigend, aber in der glücklichsten Stimmung.

Freifrau von Humboldt hatte unterdessen Alles aufgeboten, was in ihren Kräften stand, ein, ihrem hohen Gaste entsprechendes, Mittagessen bereiten zu lassen, so weit dies natürlich die Vorrathskammer und die kurze Zeit zuließen; und es mußte so schlecht nicht ausgefallen sein, denn der König ließ es sich vortrefflich schmecken und war so heiter und witzig, wie in den schönsten Zeiten von Sanssouci.

Selbst mit den beiden Knaben scherzte er viel, und als er erfuhr, daß sie schon Lateinisch und Griechisch trieben, sagte er: „Könnt Euch gratuliren, daß es Euch dabei besser geht, wie es eurem König ging. Ich hatte auch in meinem Knabenalter einen Lehrer der lateinischen Sprache, aber keinen so wackeren, wie Ihr. Einst nun kam seine Majestät, mein Vater, dazu, als mich der

Lehrer aus dem berühmten Reichsgesetz der „goldnen Bulle" Einiges hatte übersetzen lassen. Da der König aber eine Menge schlechter lateinischer Ausdrücke dabei hörte, ward er zornig und frug: „Was macht Er da mit meinem Sohn?"

„Ihro Majestät," — stotterte leichenblaß der Sprachmeister, — „ich explicire dem Prinzen auream bullam." Da hob der König den Stock und rief: „Ich will Dich Schurke auream bullam ... und jagte ihn fort, und mit dem Lateinisch war es aús."

Man lachte herzlich über des Königs Erzählung und dieser wußte noch manches Launige vorzubringen; aber er selbst examinirte auch Wilhelm und Alexander und forschte nach der Richtung ihres Geistes; endlich forderte er sie auf, ihm zu sagen, was jetzt ihr Lieblingswunsch in Beziehung auf Lernen und Wissen sei. Da sagte Wilhelm: er wünsche alle Sprachen zu verstehen, die auf Erden gesprochen worden seien und noch gesprochen würden; der kleine Alexander aber wünschte sich ein Schiff, um über alle Meere fahren zu können und alle Länder der Erde kennen zu lernen.

„So?!" — rief der König bei diesem kindlichen Ausspruch — „da würde es aber viele Gefahren auszustehen und viele Hindernisse zu besiegen geben."

„Ei!" — meinte der Kleine — „Majestät haben ja auch viele Gefahren bestanden und gar viele Hindernisse besiegt, um ein großer Mann zu werden."

„Bravo!“ — rief der König — „der läßt sich gut an; aus Ihm kann, bei Fleiß und Ausdauer, in der That etwas Bedeutendes hervorgehen. Und . . . sieh! sieh!“ — fuhr Friedrich überrascht fort, indem seine Blicke plötzlich an dem silbernen Tafelaufsatz haften blieben, der in der Mitte des Tisches stand, — „da steht ja Sein Schicksal in den Sternen geschrieben!“

Niemand verstand den König; dieser aber, zu dem kleinen Alexander gewandt, deutete auf die Mitte des Tafelaufsatzes und frug:

„Was hat Er da in der Mitte des Aufsatzes vor sich?“

„Das Humboldtische Wappen!“ — entgegnete der Knabe lächelnd.

„Erkläre Er es mir.“

„Ei! das kann ich sehr gut!“ — rief der Kleine freudig. — „Vater hat es mir gelehrt. In goldenem Schilde auf grünem Rasen erhebt sich ein grüner, dickbelaubter Baum; über und neben dem Baume befinden sich drei silberne Sterne. Der Helm mit grüngoldenem Wulste und rechts mit grüngoldenen, links mit grünsilbernen Decken, trägt einen offenen goldenen Adlerflug, zwischen dessen Flügeln ein silberner geharnischter Mann, in der Rechten ein Schwert schwingend, aufwächst.“

„Richtig!“ — sagte der König. — „Weiß Er nun aber, Er kleiner Alexander, was das, im Vereine mit Seinem Namen, zu bedeuten hat?“

Der Kleine schüttelte den Kopf.

„Nun, so will ich es Ihm sagen!“ — fuhr der König fort. — „Er hat vorhin ein Schiff gewünscht, um alle Meere zu durchstreifen und alle Länder der Welt kennen zu lernen. Er hat auch Sinn für die Natur, wie mir der Campe vertraut hat, und Gefahren und Hindernisse scheut Er auch nicht, um ein großer Mann zu werden. Nun denn, so mache Er einmal im Leben Seinem Wappen und seinem Namen Ehre. Werd' Er auch ein Alexander und erobere Er die Welt mit dem Kopfe. Himmel und Erde sollen ja Ihm gehören, wie Sein Wappen sagt. Der grüne Boden der Erde, also die ganze Natur, die Pflanzenwelt — wie der Baum anzeigt — und selbst die Sterne des Himmels, die ja auch in dem Wappen um den Baum stehen. — Und wenn Er erst etwas Ordentliches gelernt hat, dann schau Er auf die Adlerflügel, die Seinen Wappen-Helm krönen, und schwing Er sich auf zu den lichten Höhen der Wissenschaft — denn die Wissenschaft ist doch das Höchste und Schönste auf der Erde. Und wenn Ihn dann die Menschen in ihrem kleinlichen Neid, in ihrer erbärmlichen Zank- und Streitsucht angreifen wollen, dann steh' er da, wie ein gewappneter Mann und schwing Er das Schwert des Geistes, daß es blitzt und alle Widersacher niederschmettert. — Das soll der Sinn sein, kleiner Mann, der für Ihn in Seinem Wappen liegt und diesem Wappen, Seinem Helm und Seinem Schilde, möge Er einst, als ein ächter Edelmann treu bleiben bis in den Tod!“

Und der König ergriff einen Becher und trank auf das Wohl der Humboldt's und auf die Eroberungen seines kleinen Alexanders.

Da man jetzt zu den Wissenschaften gekommen war, animirte sich das Gespräch immer mehr. Friedrich sprach sich mit Wärme und Begeisterung für sie aus; leider aber auch mit dem Vorurtheile, in dem er, der deutschen Literatur gegenüber, befangen war.

Friedrich hatte ein langes Leben mit treuer Gewissenhaftigkeit dem Dienste des Vaterlandes gewidmet; er hatte unermüdlich für dasselbe gewacht und gekämpft, er hatte die Freude, am Abende seines Lebens nicht blos seinen eigenen Staat geehrt, blühend und reich zu sehen, auch das gesammte deutsche Volk hatte sich an seiner Größe auferbaut, aus seinem Heldenstreben hohe Kräftigung in sich gesogen, an der Weisheit seines Regiments sich erwärmt und entzündet. Das war der schönste Lohn seiner Mühen; aber um diesen Lohn vollständig zu genießen, um sich zu überzeugen, daß er Alles erreicht habe, was er erstrebt, verlangte er auch noch den Anblick derjenigen Blüthen, die das einzige Kennzeichen der höheren Entwicklung sind, den Anblick einer frischen, schöpferischen Thätigkeit im Bereiche der Wissenschaft und Poesie.

Ihm stand das Leben des Geistes zu hoch, als daß er sich nicht innig gesehnt hätte, sein Volk auch darin unter den ersten hervorleuchten zu sehen. Und auch dieses

Glückes, dieser edelsten Befriedigung seiner Wünsche, hätte er theilhaftig werden können.

Seit er dem deutschen Volke seine alte Würde zurückgegeben, war schnell eine Schaar der regsamsten, gediegensten Geister erwacht, die in Schrift und Rede den Preis der Wissenschaft verkündeten, und Lieder klangen durch das deutsche Land, wie sie seit den schönen Zeiten der Minnesänger nicht mehr in Germaniens Gauen erklungen waren. Den Namen eines Klopstock, eines Lessing hatten sich bereits die eines Winkelmann, Herder, Wieland, Goethe und vieler Anderer angereiht, die keinem der gefeiertsten Namen der Fremde nachstanden. Aber Friedrich — von dem Vorurtheile für französische Sprache und Geist eingenommen — kannte sie leider nicht, und, was noch trauriger war, er hatte nicht den Sinn dafür, ihre Sprache zu verstehen.

Er, der für einen Gedanken aus Voltaire's Henriade die ganze Illiade Homer's herzugeben geneigt war, vermochte nicht über die Schranken hinauszublicken, welche die französische Poesie durch ihren Geist, ihren Witz und ihre Eleganz um ihn gezogen. Der sonst so groß und herrlich dastehende Mann mit dem Alles durchdringenden Adlerblick, ahnte hier so wenig, in welchem Boden die Kraft und die Schönheit unserer Sprache und Poesie wurzele, daß er, als der Professor Müller in Berlin ihm die große Sammlung der schönen Gedichte des deutschen Mittelalters widmete, die er mit sorgenvoller Mühe zu

Stande gebracht, nichts weiter zu antworten wußte, als: die Gedichte seien keinen Schuß Pulver werth.

So mußte Friedrich, weil er, der sonst so durch und durch deutsche Mann, von einem Vorurtheile befangen, sich hier dem deutschen Sinne abgewandt, mitten im Ueberflusse darben; so vereinsamte er mitten unter den Zeugnissen eines reichen, heiteren Lebens, die doch gerade vorzugsweise durch die großen Thaten seines Lebens, durch den von seinem Geiste ausgehenden Impuls hervorgerufen waren: so ging der tröstende, der erhebende Zuspruch der deutschen Muse an seinem Ohre unvernommen vorüber.

Und dennoch, obgleich er sein Volk noch in all der Rohheit befangen glaubte, die in den Zeiten seiner Jugend vorherrschend war, — dennoch hielt er die freudige Zuversicht aufrecht, daß der Geist des deutschen Volkes sich dereinst in glänzender Herrlichkeit offenbaren müsse und daß die Aeußerung seiner Kraft sich über alle Lande ausbreiten werde.

So sagte der König auch jetzt, nach einer langen und belebten Unterredung über die vaterländische Literatur.

„Taugt freilich noch nichts, das deutsche Geschreibsel; aber wir werden doch einst unsere classischen Schriftsteller haben. Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen. Unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere Sprache —

wenn sie einmal ausgebildet und vollendet ist — sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europa's bis zu dem anderen ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind freilich noch nicht gekommen, aber ich sehe sie doch in der Ferne. Ich sage es Euch, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich komme mir hier vor, wie Moses: ich sehe von Ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten!" *)

Friedrich erhob sich bei diesen Worten und die ganze Gesellschaft folgte in ehrerbietigem Schweigen.

Als der König nach einer Stunde Abschied nahm, frug er den Major noch leise:

„Sag Er mir, aber ehrlich, wer mir den Lorbeerkranz heute Morgen hingelegt hat?"

„Mein kleiner Alexander!" — entgegnete Herr von Humboldt mit väterlichem Stolze.

„Auf Sein Geheiß?"

„Nein, Majestät, aus eigenem Antrieb!"

Da blickte Friedrich den kleinen Alexander noch einmal mit seinen großen lichtvollen Augen so freundlich an, daß der Knabe, der wohl merkte was geschehen, über und über roth ward. Aber der König rief:

„Komme Er her!"

Alexander gehorchte mit einiger Schüchternheit.

---

*) Des Königs eigene Worte.

„Aufrecht!“ — commandirte Friedrich. — „Rechten Fuß vor! — Brust heraus! — Kopf in die Höhe! . . . und nun gebe Er seinem König die Hand, kleiner Mann, und vergeß Er nicht einst ein großer Mann zu werden. Er sieht zwar jetzt noch nicht viel aus . . . . aber Er hat den Schnitt dazu. Und so oft Er an den heutigen Tag denkt, erinnere Er sich, daß der König sein Freund ist und . . . . bleibt!“

Und mit diesen Worten stieg der König in den Wagen, grüßte Alle noch einmal und fuhr davon.

Der kleine Alexander aber blieb den ganzen Abend still und in sich gekehrt. Es war ihm wunderbar selig zu Muthe, fast als ob er heute zu einem neuen bedeutsameren Leben geboren sei.

Erziehungs-Resultate.

Es ist etwas wunderbares um das Heranreifen und die geistige Entwicklung eines Menschen unter der Hand eines tüchtigen und fein gebildeten Lehrers. Bildung, man kann es mit Recht sagen, ist das Losungswort der Menschheit, war es zu allen Zeiten, bei allen der Cultur angehörigen Völkern, und wird es stets bleiben, so weit die schützenden Dämme der Civilisation reichen. Der ganze Entwicklungsgang der Geschichte ist mit dem Streben nach Bildung vorgezeichnet; was irgend durch Kunst und Wissenschaft errungen wird, das fließt von jener Quelle aus.

Auch die anscheinend von ganz anderem Interesse angeregte mächtige Thätigkeit, welche Handel und Industrie so reich und unermüdlich entfalten, auch sie muß im Grunde nur einer immer gesteigerten Bildung dienen. Kann nun der Gang der Bildung als ein in stetiger Fortbewegung begriffener aufgefaßt werden, so wird uns der Rückblick auf die lange Entwicklungsbahn der Mensch-

heit lehren, daß in den verschiedenen Zeitaltern, welche diese Menschheit durchlebt hat, ein mannigfaltiges Gepräge sich darstellt, je nach dem vorwaltenden Interesse, welches die Zeitgenossen wechselnd in Anspruch nahm. Von den drei Hauptrichtungen, in welche die Cultur sich verbreitet — das Gute, das Schöne und das Nützliche — ist bald die eine, bald die andere mit entschiedener Vorliebe gepflegt worden. Es boten sich da Arbeiten, in welche die Zeiten sich gleichsam getheilt haben, und man muß, um gerecht zu sein, jeder Art derselben ihren Werth zuerkennen. Fragt man aber: welches der vorherrschende Charakter der jetzigen Zeitbildung sei, so kann man nicht lange anstehen, es auszusprechen, daß dieselbe unverkennbar zu dem praktisch Nützlichen hinneigt. Es ist dies kein Tadel, denn man muß als Glück betrachten, daß sich die trefflichsten Kräfte jetzt gerade dieser Richtung zugewandt haben. Ja, es erscheint dies sogar als nothwendig erforderlich, wenn der außerordentliche Erfolg erzielt werden sollte, welchen wir nunmehr mit Ueberraschung, ja mit Bewunderung als erreicht vor uns erblicken.

Behaupten wir nur kühn, daß in keiner Zeitepoche der Culturgeschichte ein so riesenhaftes Fortschreiten auf diesem Gebiete hervortritt, wie wir in einer kaum fünfzigjährigen Periode es erlebt haben, und der völlige Umschwung, welcher alle äußeren Lebensverhältnisse ergriff, braucht hier wohl nicht näher erwähnt zu werden. Jeder,

der nur auf seine eigenen Jugendjahre einen Blick zurückwirft, wird bei der Vergleichung mit der Jetztzeit bald über manche der gewesenen Zustände lächeln, bald über die so raschen Umgestaltungen staunen müssen*).

Diese neue Bildungsperiode schlug aber schon ihre ersten Wurzeln in der Zeit, in welcher Basedow und Campe auftraten; diese Zeit selbst bemächtigte sich dann ihrer großen Aufgabe, und die Nachwelt wird es ihr nachrühmen müssen, daß sie diese Aufgabe glänzend gelöst und den kommenden Geschlechtern herrliche Bahnen zum Weiterschreiten eröffnet hat.

Vor allem war Campe unstreitig ein Hauptträger dieser Periode, und fast wie eine höhere Fügung erscheint es, daß gerade ihm die Erziehung Wilhelms und Alexanders von Humboldt in deren zartestem Alter zufiel.

Freilich blieb er nicht lange in dem persönlichen Verhältnisse eines Hofmeisters in dem Humboldt'schen Hause, indem gar bald der nicht minder vortreffliche Kunth an seine Stelle trat; dennoch blieb Campe's Einfluß auf seine Zöglinge ein lebenslänglich nachhaltiger.

Ein besonderes Glück bei diesem Wechsel der Lehrer — Campe war zum Educationsrath und Direktor zu Dessau ernannt worden — blieb dabei die Uebereins-

---

*) Treffliches über diesen Gegenstand in: „Ein Wort über die Bildungsmittel unserer Zeit," von Dr. Radermacher.

stimmung beider in ihren Grundsätzen, deren erster dahin ging: daß bei der Erziehung ihrer Zöglinge vor allen Dingen eine gleichmäßige Ausbildung der Anlagen und Kräfte zu erstreben sei, um für sie die möglichst höchste Bildungsstufe zu erreichen. Beiden galt es daher, bei Wilhelm sowohl wie bei Alexander, daß jede einzelne Kraft in Harmonie mit den anderen Kräften und Fähigkeiten ausgebildet werde; denn nur so wird das rechte Maß gefunden, nach welchem das schöne Verhältniß des Ganzen tief und richtig erfaßt wird. Vorschreitend wiesen sie dabei stets auf das zurück, was bereits überwunden war; erklärten das Gewordene in und durch sein Werden, durch seine Anfänge und seinen Verlauf; erläuterten die Gegenwart, indem sie an die Vergangenheit anknüpften: und legten so in beiden Knaben, ohne daß sie es geradezu beabsichtigten, den Grund zu jenem unermüdlichen Forschen, das beide Humboldt's einst auszeichnen und auf die Höhe ihrer Zeit erheben sollte. Auch bei den Sprachen verfuhren Campe und Kunth in gleicher Weise, so daß sie auch hier nicht versäumten, darauf hinzuwirken, daß durch die Kenntnisse der Sprachformen und des Sprachbaues von ihren Zöglingen auch Gesetz und Geist der Sprache eines Volkes erkannt wurde; und alles dies an der Hand einer gewählten Literatur, deren Blüthe auf Geist und Herz der Knaben veredelnd wirkte.

Endlich der mächtige Factor, der in dem Beispiele der Eltern und namentlich auch in der unantastbaren Wahrheitsliebe der Mutter hinzutrat.

Da war es denn kein Wunder, daß sich beide Knaben trefflich entwickelten; und wenn dies auch bei dem kränklichen und schwächlichen Alexander nicht so scharf hervortrat, wie bei Wilhelm, so geschah es doch nicht weniger wenn auch innerlicher und verborgener.

Vor allen Dingen wußte Campe — wie früher schon einmal erwähnt wurde — bei seinen beiden Zöglingen die Empfänglichkeit ihres jugendlichen Geistes und Gemüthes durch Anschauung der Welt, fremder Natur und der Beschreibung von Menschen und Sitten zu entwickeln. Er weckte aber auch dadurch zugleich, namentlich in Alexander, den schlummernden Trieb zu reisen so sehr, daß sich der Knabe bald nicht mehr durch kleinere und größere Excursionen befriedigen ließ, sondern Vater und Mutter mit seiner Sehnsucht, die Welt auch weiter kennen zu lernen, bestürmte.

Niemand ahnte, daß hier jener Besuch des großen Königs gewaltig mitwirke; denn was Friedrich II. dem kleinen Alexander über dessen Namen und das Humboldt'sche Wappen gesagt, galt allen Uebrigen mehr als ein geistreicher Scherz. Offen gestanden, schien sogar Alexander hinter Wilhelm sehr zurückbleiben zu wollen, denn er begriff schwer und Vater und Mutter fingen an zu be-

orgen: daß er sich wohl gar zum Studiren nicht eignen möge *).

Und doch täuschte man sich in beiden Dingen: einerseits hielt nur die, aus übergroßer Anstrengung hervorgehende, Kränklichkeit den jüngeren Knaben gegen den älteren zurück; andererseits aber hatte jene Ansprache des großen Königs einen unauslöschlichen Eindruck auf Alexanders Gemüth gemacht. Wohl verschloß er diese Regung in seinem Inneren; aber sie ging mit ihm zu Bett, stand mit ihm auf, und reifte so schon in dem Knaben den unerschütterlichen Entschluß, die von ihm selbst als prophetisch angesehenen Worte des großen Königs wahr zu machen. Dazu aber gehörte bei Gründlichkeit auch Allseitigkeit .... und wunderbar! .... den Drang nach diesen beiden Ausdehnungen des Geistes hatte die Natur so gleichmäßig in die Seele beider Brüder gepflanzt, daß Wilhelm einmal den Wunsch äußerte: Nichts auf Erden unerkannt zurücklassen zu müssen **).

Daher auch in Alexander schon so früh die unüberwindliche, durch Campe's Erzählungen genährte Sehnsucht zum Reisen, mit der der kleine zukünftige Welteroberer — jetzt war diese Sehnsucht namentlich nach der Schweiz gerichtet — Vater und Mutter dermaßen quälte, daß beide endlich nachzugeben bereit waren.

*) „A. von Humboldt," von Dr. Klenke S. 21. Schlesier I. 17.
**) „Erinnerungen an W. von Humboldt." I. Th. S. 15.

„Was halten Sie von einer Reise mit den Kindern durch Süddeutschland und die Schweiz?" — frug daher eines Morgens beim Frühstück der Major Campe.

Alexander und Wilhelm wurden bei diesen Worten vor freudiger Ueberraschung bleich; aber die Blicke, die sie sich zuwarfen, funkelten und spiegelten den Jubel ihrer Seelen ab.

Campe sagte: „Sie dürfte für Ihre Söhne von großem Erfolge sein."

„Und was würden Sie bei einer solchen Reise namentlich beabsichtigen?"

„Den Kindern von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen."

„Kann man dies aber nicht ebensogut durch Bücher und Belehrung?"

„Um das Ausland kennen zu lernen," — entgegnete Campe — „ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen. Bücher und anderweitige Belehrung sind dazu oft weit sicherere Hülfsmittel, als eigenes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeiten zu erhalten, um in ihren Geist und in ihr Wesen einzudringen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben. Denn es kommt gerade darauf an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den anderen, die ihn zugleich halten und beschränken."

„Ich kann mir dies recht gut denken!“ — sagte hier die Majorin. — „Auch die treuesten und lebhaftesten Schilderungen ersetzen den Mangel eigener Anschauung nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote — gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung — wird, meiner Ueberzeugung nach, doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert.“

„Darum sehen wohl auch Viele in diesem Meisterwerke statt der wahren Gestalten, nur Karikaturen!“ — versetzte der Major.

„Natürlich!“ — sagte Campe. — „Da sie blos die Züge verbinden können, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihnen die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.“

„Papa!“ — fiel hier Alexander ein — „daß ist gewiß bei der Natur auch so. Wir haben in unserem Treibhause auch Orangenbäume und eine kleine Dattelpalme; aber ach! wie ganz anders müssen diese Pflanzen in ihrem Vaterlande aussehen!“

„Zuversichtlich, mein Sohn!“ — entgegnete der Vater. — „Nur wäre es doch ein wenig weit, diese Freunde in ihrem Vaterlande aufzusuchen.“

Alexander aber meinte: „Je weiter, desto besser.“

„Bleiben wir bei den Menschen!“ — fuhr Campe fort. — „Es gibt eine große Menge Verrichtungen im Leben, zu welchen der bloß durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer etwas Lebendiges erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen: der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten Kräfte des Menschen, diejenigen, welche seine eigene Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Forschungs-, Wahrheits- und Schönheitssinn bedürfen zu ihrer kräftigen Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.“

„Wie wenige Reisende aber halten diesen Gesichtspunkt fest!“ — rief hier der Major.

„Das mag nicht sowohl daher rühren,“ — meinte die Majorin — „daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelt, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, als daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überlassen.“

„Weil man zu leicht vergißt“ — versetzte Campe — „daß man auf einer Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben bleibt und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und

sprechen, leben und geistig erfassen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen treu bewahren soll."

„Und ist das nicht das schönste Genießen?" — rief die Majorin, ohne den dankbaren Blick zu gewahren, den ihr Alexander, der neben ihr stand und sich an sie schmiegte, bei diesen Worten zuwarf. — „Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raumes und der Zeit, und doch können wir uns nicht verläugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen."

„Nun denn!" — rief hier der Major — „wenn dem Reisen eine solche Bedeutung beizulegen ist, dann reisen Sie in Gottes Namen mit den Kindern nach der Schweiz!"

Was aber glich nun dem Jubel der Knaben; sie warfen sich an den Hals des Vaters und der Mutter, sie umarmten Campe und noch am selben Tage wurden die Vorbereitungen zu dieser ersten Fahrt in die Welt getroffen.

Sie blieb nicht ohne Früchte, und als Campe längst in das öffentliche Leben getreten war und Kunth die weitere Erziehung der Söhne des Majors von Humboldt übernommen hatte, wurden oft andere größere und kleinere Ausflüge mit gleichem Erfolge unternommen.

Aber wie schön gestaltete sich nun auch das Verhältniß wieder mit dem neuen Hauslehrer. Frau von Hum-

boldt hatte Kunth, gleich nach ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm, wie sie auch damals beabsichtigte, als Hofmeister in die Familie des Oberforstmeisters von Burgsdorf gebracht. Als aber Campe den Ruf als Educations-Rath nach Dessau erhielt, war Kunth der erste, an den sie sich wandte; denn beide Kinder hatten ihn schon an jenem merkwürdigen Tage, an welchem der König Tegel besucht und Kunth sein erstes Zusammentreffen mit Friedrich II. erzählte, so lieb gewonnen, daß ihr keine bessere und glücklichere Wahl in den Sinn kommen konnte. Und in der That, ihr feiner weiblicher Takt leitete sie auch hier richtig. Die Kinder schloßen sich an Kunth wie an einen älteren Freund, und zwar mit einem Vertrauen und einer Hingabe, die dem jungen Manne die glänzendsten Erfolge mit Leichtigkeit möglich machten.

Hatte Campe in Wilhelm und Alexander den Sinn für Sprachforschung und Weltkunde geweckt, so machte Kunth diese Richtungen fruchtbar durch gründliches Eindringen in das Gesammtwissen.

Aber die Blüthen ihres Geistes und Wesens entfalteten sich jetzt auch sichtbar mehr und mehr.

Beide Brüder folgten bald — ihrer eigenthümlichen Natur nach — besonderen Richtungen ihrer Entwicklung; beide aber wurzelten in einem und demselben Grunde, gewissermaßen in einer gleichen geistigen Heimath; denn... während der ältere Bruder das Innere der Mensch-

heit, die geistige Welt und ihr besonderes Element, die Sprache, zum Gegenstand seines Lieblingsstudiums machte, war es im jüngeren Alexander das Aeußere der Natur- und Menschenwelt, in allen Formen ihrer Erscheinung. Wilhelm schwärmte daher im Sinne des Wortes für classisches Alterthum, Kunst, Philosophie und Sprache; Alexander wandte sich dagegen mit ungemeiner Liebe, wenn auch mit mehr Ruhe und Gleichmuth, den Naturwissenschaften zu.

Auch in psychologischer Beziehung gingen beide Brüder, trotz ihrem ungemein gleichgestimmten Grundwesen, jetzt in einer eigenthümlichen Beziehung auseinander. In Wilhelm und Alexander zeigte sich längst ein gemeinsames kräftiges Streben nach allem Edlen und Schönen; gemeinsam war ihnen ferner: der Trieb nach Universalität und Gründlichkeit, die jugendliche Sehnsucht, einst groß und bedeutend zu werden; die Objectivität, die sich leicht über die Sachen und Begebenheiten stellt, und sich nie von ihnen drücken und binden läßt. Dagegen blieb Alexander, wie er es bisher gewesen, still, maßvoll und mehr in sich gekehrt; während sich in Wilhelm jetzt ein schwärmerischer, idealer Trieb kund zu geben begann, der manchmal nahe daran war, in Sentimentalität auszuarten.

Glücklicherweise verstand es Kunth, und namentlich Majorin, diesem Schwelgen in Gefühlen vernünftig

entgegen zu wirken; und so gelang es ihnen denn auch, Zartgefühl und Idealismus an die Stelle desselben zu setzen.

Was aber beide Brüder wieder in einem mächtigen Wogenschlage der Gefühle einigte, das war die Liebe, die Liebe zu Eltern, zu Kunth und namentlich auch zu einander. Wilhelm und Alexander waren in der That ein Herz und eine Seele. Ja ihr ganzes Dasein war schon in der Knabenzeit ein Gedanke! Kunth übersah dies auch so wenig, wie er die Gemeinsamkeit des Bodens außer Augen ließ, von dem aus sich ihr geistiges Wesen aufbaute. Sein unablässiges Streben ging deshalb dahin: daß sich Beide stets in den Punkten ihrer ursprünglichen Gemeinschaft berührten und förderten.

So wirkte der junge Hauslehrer auf seine beiden Zöglinge; aber auch auf ihn selbst konnte dieses Verhältniß nicht ohne Einfluß bleiben. Das Haus des Kammerherrn und Majors von Humboldt vereinigte ja Ansehen, Bildung und geistreichen Umgang in sich. So bildete sich denn auch Kunth selbst mehr und mehr heraus, so daß er bald — das Vertrauen Aller im höchsten Grad besitzend — als ein Mitglied der Familie betrachtet und herangezogen wurde.

Selbst mit Aufträgen von praktischen Geschäften in der Familie und bei ihren äußeren Angelegenheiten und Interessen betraute ihn der Major oft, und so gestaltete sich in Kunth, dem Anfangs so schüchternen thüringischen

Candidaten, eine solche Lebens- und Geschäftspraxis, daß er in späterer Zeit für eine nicht unbedeutende Anstellung im Staate gewonnen werden konnte.

So hatten sich die Dinge gestaltet, als ein neuer, schöner Stern an dem Jugendhimmel der beiden Kinder vorüber ziehen und seinen geheimnißvollen Einfluß für ihr ganzes Leben geltend machen sollte.

Ein neuer schöner Stern.

Es war wieder Mai geworden, als Wilhelm, der älteste Sohn des Majors von Humboldt, von einem vorübergehenden Unwohlsein, das ihn in Folge starken Wachsens ergriffen hatte, genas. Er durfte daher, als Reconvalescent, auch jetzt noch nicht an den Unterrichtsstunden Theil nehmen, wogegen ihm durch den Hausarzt, Dr. Heim, anempfohlen worden war, sich soviel als möglich im Garten aufzuhalten und frische Luft einzuathmen.

Wilhelm kam dieser Verordnung um so lieber nach, als ihm die stärkende Wirkung der Luft nicht entging; und so ungern er auch seine Studien unterbrochen sah, so bedürftig fühlte er sich selbst der Erholung.

Auch heute war er schon frühe in den Garten gegangen; aber so schön auch der Morgen, so frisch und erquickend die Luft, so freundlich ihm Himmel und Erde entgegenlachten, es lag doch ein weiches, fast wehmüthiges Gefühl in seiner Seele. Kam es ihm doch vor, als ob

die Blumen ihm sagten: er werde nicht lange leben! Als ob die Bäume die Häupter über ihn schüttelten, als seien sie unzufrieden mit ihm, weil er sich von so manchem kleinen Fehler noch nicht losgerissen.

Und dennoch war sich Wilhelm bewußt, mit allen Kräften nach Selbstveredlung zu streben. Führte er doch schon seit langer Zeit mit fast übertriebener Genauigkeit und Strenge ein Tagebuch voll Selbstprüfung und Rechenschaft, und zwar, damit es sonst Niemand zu lesen vermochte, in eigends dazu erfundener Geheimschrift. Er konnte sich dabei über seine kleinen kindischen Fehler ordentlich martern, so ideal hochgespannt waren die Forderungen, die der Knabe an sich stellte; aber sein ganzes inneres Wesen ging eben auch — wie wir schon erwähnt — in dieser geistigen und körperlichen Entwicklungsperiode in einer ideal-sentimentalen Schwärmerei auf.

Merkwürdige Erscheinung! Der kleine Humboldt litt an derselben seelischen Krankheit, die damals fast alle Welt befallen: an einer übertriebenen Empfindsamkeit. Bei Wilhelms kindlich reinem Gemüthe war dies wenig bedenklich; sehr bedenklich war aber in dieser Beziehung die ganze Richtung der Zeit geworden, welche in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen bestand; in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen und Anwandlungen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das

eigentliche Leben und den Werth des Lebens suchte; in einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll, und sich durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt bis in das Innerste verletzt, bis in den Tod verwundet fühlte; in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen zurückfloh, als grausamen Zerstörern der inneren Welt, der süßen Gefühle, Ideale und Träume, und sich dafür in krampfhafter Innigkeit, in brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit, ja selbst in Verzweiflung und Todessehnsucht verzehrte.

Diese ganz eigenthümliche, von Goethe so unübertrefflich in seinen „Leiden des jungen Werther" wiedergegebene Krankheit — der ganz unvermeidliche Endpunkt des längst herrschenden Strebens aus der Culturwelt heraus nach dem Sinnlich-Natürlichen, aus den Ueberlieferungen des Handelns, des Wissens und Glaubens nach dem subjectiv Anmuthenden — herrschte von der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland sehr allgemein bis gegen die Zeit der französischen Revolution, und verschlang eine Masse der besten geistigen und leiblichen Kräfte.

Daher zündete denn auch „Werther" bei seinem Erscheinen wie ein Blitz. Goethe sagt selbst: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrautes bedarf,

um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam."

Der junge Goethe war durch die Erscheinung dieses Buches berühmt geworden; das „Wertherfieber" aber ergriff alle Welt .... und .... „die Leiden des jungen Werther" fand Wilhelm zufälligerweise diesen Morgen auf dem Steintische in einer Laube des Gartens liegen.

Die Majorin hatte am Abend vorher dies Buch liegen lassen; .....dies Buch, vor dessen Lectüre sich ihr einfaches, aber kräftiges und gesund-natürliches Wesen bereits seit vier Jahren gesträubt, daß sie aber endlich doch — des immer ruhmreicher erklingenden Namen Goethe's wegen — zu lesen angefangen.

Wilhelm fand also das Buch, ... blätterte anfangs fast ohne Aufmerksamkeit darin .... sah sich aber bald so gewaltig angezogen, daß er es erst aus den Händen legte, als er damit zu Ende war.

Aber welche innere Bewegung ergriff Wilhelm bei dieser Lectüre! War es doch das erste derartige literarische Werk, was dem Knaben unter die Hände kam; sollte ihn da die vollendete Wahrheit in der Schilderung der Gemüthszustände Werther's, die lebendige Darstellung

des In-Sich-Versunkenen, die köstliche Zeichnung des innigen, aber schmerzhaften Naturgefühls des physisch Kranken — sollte das ihn, der damals selbst physisch krank war, nicht mächtig erfassen? Und welchen erschütternden Eindruck machte nun gar der Tod Werther's auf sein empfängliches Gemüth.

Wilhelm, dem Knaben, ging es hier, wie damals fast aller Welt: Goethe hatte in „Werther" nicht den rohen Stoff der Sentimentalität, nicht eine wild einstürmende Masse zerrissener Gefühle, unbefriedigter Zustände, verzweifelter Stimmung dargestellt: wohl aber ist es die Poesie solcher Zustände „die reine Form," der selige Schatten dieser Helden der Empfindsamkeit, was er der Welt vorführt. Aus der beschränkten Sphäre des selbst Erlebten, des individuellen Eigenthums, löste er mit Meisterschaft rein und klar das allgemein Wahre, das von Allen Erlebte, das Allen Eigenthümliche ab, und gab eben dadurch seiner Zeit ein sicheres Mittel der Genesung an die Hand: „zu fliehen" — um mit Schiller zu reden — „aus der Sinne Schranken in die heit're Freiheit der Gedanken, wo die Furchterscheinung ist entflohen."

Wie aber wäre Wilhelm in einem so zarten Alter und noch ohne alle Lebenserfahrungen dazu befähigt gewesen; die Wenigsten der damals lebenden Gebildeten waren es ja. Es kam also in seiner Gefühlswelt zu einer so gewaltigen Gährung, daß die hochgehenden

Wogen schmerzlicher Sentimentalität weder seiner Mutter noch Kunth entgehen konnten. Die Ursache war bald entdeckt; denn Wilhelm log nie, erzählte also ganz einfach, wo und wie er zu „Werther" gekommen sei, und daß er ihn gelesen habe.

Als die Majorin mit dem Hauslehrer wieder allein war, machte sie sich bittere Vorwürfe über die Nachlässigkeit, daß sie das Buch habe liegen lassen. Kunth aber, der von dem resoluten Wesen des Majors bereits viel angenommen hatte, beruhigte die besorgte Frau, indem er sagte:

„Es liegt nichts an der ganzen Sache, wenn wir sie nur auf die rechte Weise anfassen. Im Gegentheile, sie soll uns zum Guten dienen. Der Mensch bleibt immer ein Spielball seiner Gefühle und gewinnt und verliert sein inneres Gleichgewicht, so lange er sich nicht durch innere Bearbeitung selbst einen unerschütterlichen Halt gegeben hat."

„Aber wie soll das ein Kind zu wege bringen? — wandte die Majorin ein.

„Indem wir es auf diese innere Bearbeitung hinleiten!" — versetzte Kunth.

„Und wie wollen Sie dies anfangen?"

„Das überlaß ich Wilhelm selbst."

„Wie so?"

„Ich bin sicher, daß er jetzt noch mehr von Goethe zu lesen wünscht und mich darum ersucht."

„Und dann?"

„Dann lese ich mit beiden Knaben den unübertrefflichen „Götz von Berlichingen." Dieser natürlich derbe, gesunde und namentlich für Knaben anziehende Stoff aus dem älteren deutschen Volksleben wird Wunder wirken. Die historische Treue, die poetische Frische, die Volksmäßigkeit und doch auch wieder die Zartheit dieses Dramas soll uns ein herrliches Mittel an die Hand geben, die Werther'sche Sentimentalität niederzuschlagen. Da bekommen wir inneren Kampf, und Kampf ist Leben, er stärkt und führt zu jener inneren Bearbeitung, von welcher ich vorhin sprach."

„Und legen Sie wirklich dieser Schöpfung des jungen Goethe so viel Werth bei?"

„Kein einziges Product unserer Literatur geht so ganz auf den Sinn und das Leben des deutschen Mittelalters ein, und stellt Gesinnung und Zustände der alten Jahrhunderte mit so sicherem Takte mitten in unser jetziges modernes Leben hinein, wie Götz von Berlichingen. Dadurch ist aber der Nation das Mitleben mit dem Helden des Dramas möglich gemacht, dadurch ist dasselbe so ganz verschiedenen Lebens- und Bildungsstufen unmittelbar nahe gerückt und zugänglich, gleichsam ein Stück des eigenen Jugendlebens."

Und wie Kunth vorausgesagt, so geschah es: „Werther" hatte in Wilhelm einen wahren Heißhunger nach den weiteren Schriften Goethe's erweckt; der Lehrer entsprach

seinem Wunsch. Man ging gemeinsam an den „Götz“, und bald hatte Goethe eben so große und begeisterte Bewunderer an beiden Knaben, wie an dem alten Freiherrn, der Majorin und Kunth. Wie hätten alle die guten Leute gewünscht, den jungen talendvollen Dichter einmal persönlich kennen zu lernen; der Major schrieb sogar an ihn und lud ihn ein: im Falle er einmal nach Berlin komme, Tegel zu besuchen.

Wilhelm genas jetzt rasch und die Mutter sah mit Freuden durch Kunth's Bemühungen die Gefühlsschwärmerei bei ihrem Aeltesten in den Hintergrund treten. Kunth hielt dabei sehr viel auf Bewegung in freier Luft, auf Springen und Körperübungen.

So tummelten sich denn auch beide Knaben einst auf einem weiten Grasplatze, als plötzlich ein Mann von etwa neun und zwanzig Jahren vor ihnen stand und sie frug: „Ob das vor ihm liegende Gebäude Schloß Tegel sei?“

Indem die Knaben dies bejahten, fiel ihnen Gestalt und Wesen des Fragenden merkwürdig auf. Die einfachen und doch feinen Kleider desselben waren stark bestaubt, sie verriethen dadurch, daß er einen weiten Weg zu Fuße zurückgelegt habe.

Der junge Mann selbst aber erschien als ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit; in den feinen Zügen lag etwas Durchgeistigtes, in den Augen eine wunderbare Tiefe; dabei hatte die ganze Erscheinung etwas so Un-

gezwungenes und doch Imponirendes, daß sie einen eigenthümlichen Reiz, fast etwas Bestrickendes selbst auf die spielenden, ihr bis dahin ganz fremden Knaben ausübte.

Aber auch dem Fremden mußten die Knaben gefallen, so wie er jetzt leicht errieth, wer sie seien. Ein heiteres Gespräch entspann sich und wickelte sich rasch ab.

Dann ging der junge Mann dem Schlosse zu, die Eltern zu begrüßen.

Wunderbares Zusammentreffen! Goethe — denn Niemand anders war der Fremde — sah hier die beiden Humboldt's als muntere Knaben sich auf der Wiese tummeln. Er hatte keine Ahnung, konnte keine davon haben, daß ihn einst noch das Geschick eng mit diesen Kindern verbinden sollte; daß sie ihm später nicht nur Freunde sein, sondern auch gleichen Ruhm, eine gleich hohe Stellung in Wissenschaft und Kunst wie er selbst erlangen würden.

Eine neue Generation spielte hier unbewußt zu den Füßen des Dichters, und unsichtbar und im Geheimen knüpfte die Hand des Schicksals hier Fäden an, die einst zu den schönsten, größten und für die Welt segensreichsten Resultaten führen sollten.

Aber welche Freude nun auf Tegel, welche stolze Freude für die heimkehrenden Knaben, als man erfuhr, wer der Besuch sei: Goethe, der junge geniale Dichter des „Werther," des „Götz von Berlichingen," des „Clavigo" und so mancher reizender Gedichte! Er hatte

seiner Zeit die freundliche Einladung des Majors nicht beantwortet; jetzt aber — da er seinen Herzog zu einem großen Mannöver nach Berlin begleitet — brachte er sich selbst als Antwort und Dank. Er war des Morgens zu Fuß von Berlin aufgebrochen, über Schönhausen nach Tegel gegangen, und beabsichtigte den Nachmittag seinen Rückweg, ebenfalls zu Fuß, über Charlottenburg nach Potsdam zu nehmen *).

Man sah es Goethe an, daß es ihm in Tegel unter den lieben herrlichen Menschen gefiel. Berlin dagegen wollte dem jungen Dichter, wie er offen gestand, gar nicht zusagen: weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftsteller seiner Zeit. Aber hier .... hier gefiel er sich ungemein; besonders sagte ihm die Majorin zu, während Wilhelm und Alexander in der stolzen Begeisterung schwelgten, den größten jetzt lebenden Dichter vor sich zu sehen.

Es ist für begabte junge Leute immer ein erweckendes, hebendes und anfeuerndes Ereigniß, einem genialen Manne zu begegnen; besonders wenn er so jugendlich kräftig, so liebenswürdig und anregend ist, wie es Goethe damals war. Der räthselhafte Nimbus, der das Genie umhüllt, fällt dann; man sieht: das Genie ist auch eine menschliche Erscheinung, wenn auch eine gewaltige, die

---

*) „Erinnerungen an W. von Humboldt" von Gustav Schlesier I. Th. S. 8. „Alexander von Humboldt," von Dr. H. Klenke S. 17.

ihr Entstehen selbstständig und unmittelbar durch ihr Dasein kundgibt. Wie es erscheint .... ist es, leuchtet, herrscht, bestimmt und gibt sich selbst seine Richtung.

Aber, wird sich jeder jugendliche begabte thatendurstige Geist dann fragen, kann es bei dir nicht auch so sein? — — Und geht denn nicht von jeder genialen Erscheinung eine Art magischer Ausströmung auf den Einzelnen wie auf ganze Völkerschaften aus? Gewiß! denn es gibt noch ein unmittelbareres Wirken eines großen Geistes, als das Wirken durch seine Werke. Zeigen diese doch immer nur einen Theil seines Wesens, das aber in die lebendige Erscheinung desto reiner und voller überströmt. Auf eine Art, die sich allerdings nicht nachweisen und erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf Einzelne, wie auf ganze Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt; dieser stille und gleichsam magische Einfluß hatte sich aber bei Wilhelm und Alexander schon auf das Auffallendste geltend gemacht, als ihr innerstes Wesen von der Erscheinung König Friedrich des Großen berührt worden war; jetzt fand dasselbe hier durch den Dichterfürsten, wie dort durch den Heldenkönig

statt. Beide Eindrücke blieben von dauernder Anregung für das ganze Leben der Knaben.

Als sich Goethe verabschiedet hatte, schlich sich Wilhelm auf sein Zimmer, um in stiller Abgezogenheit seine Gefühle, so gut er konnte, in einem begeisterten Gedichte auf den berühmten Gast auszusprechen. Alexander dagegen suchte einen abgelegenen Weg hinter dem Parke auf. Er mußte nach dieser großen Gemüthsbewegung mit sich und der Natur allein sein; denn ihm war die Natur, was Wilhelm die Poesie war: innigste Freundin, Lehrerin, Trösterin und Dollmetscherin der geheimsten Bewegungen und Gefühle.

Keineswegs bedurfte er dazu einer besonders schönen Gegend; nein! der Genuß der Natur lag ihm in dieser selbst. Alle Naturgegenstände — auch wenn sie an und für sich nicht auf Schönheit Anspruch machen konnten — zogen ihn an, beschäftigten bei ihm Gefühl und Einbildungskraft. Alexander liebte die Natur unwillkürlich, ... sie riß ihn an sich, sie begeisterte ihn, blos weil sie die Natur war und er in ihr eine unendliche Macht erkannte, größer und wirksamer als alle menschliche. Der Ausspruch des großen Königs war dabei um so weniger vergessen, als dieser ihn eigentlich nur auf das aufmerksam gemacht hatte, was wirklich ursprünglich in ihm lag. Alexander war jetzt schon ganz klar mit sich, daß sein Leben den Naturwissenschaften gehören müsse. Daher trug er denn auch jetzt das Gefühl: einem der

größten Männer seiner Zeit gegenüber gestanden zu haben, hinaus in die Natur. Der Knabe fühlte sich gedrungen, seiner großen Freundin die stolze freudige Bewegung seines Inneren anzuvertrauen; aber auch den Vorsatz: gerade durch sie ebenfalls ein großer Mann werden zu wollen!

Und als er, so ganz in diese Gedanken versunken, auf einsamen Pfaden am Rande des Parkes dahinschritt, und der Abendwind durch die uralten Bäume rauschte und das Schilf am See so wunderbar flüsterte, da war es ihm plötzlich seltsam zu Muthe. Wie eine stille göttliche Weihe kam es über ihn und alle Stimmen der großen mütterlichen Freundin flüsterten und rauschten und jubelten ihm zu: Ja, auch du wirst einst ein großer Mann werden; — du wirst es werden durch mich, und dein Wirken wird für Mit- und Nachwelt von unendlichem Segen sein!

Alexander war unendlich glücklich; aber er verschloß schweigend dies Glück in sein Tiefinnerstes.

Ein harter Schlag.

Aber in welches Menschenleben wirft das Schicksal nicht manchmal schwarze Schlagschatten? Freilich, was ist denn ein Menschenleben mit all' seinem Sonnengolde und all' seinen Nachtseiten in dem unermeßlichen Ocean des Alllebens? Ist darin der Schmerz und die Lust auch nur einer Frage werth? Wenn man Welt und Leben aufmerksam betrachtet, so verschwindet das Individuum fast vollständig vor zwei Riesenerscheinungen: dem Zusammenhang der Weltbegebenheiten und dem Wechsel des sich ewig erneuernden Lebens.

Es verschwindet darin wie ein Atom gegen eine unermeßliche, Alles mit sich fortreißende Kraft!

Das wäre nun freilich ein trauriger niederbeugender Gedanke, wenn dies Aufgehen unserer Persönlichkeit nicht auch ein Aufgehen in höherem, edlerem Sinne wäre. Denn, werfen wir nur einen tieferen Blick in dies Kommen und Gehen, und wir erkennen, daß dieser Strom sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedanken-

los fortwälzen kann; daß er doch einem bestimmten Ziele zueilt, und sein Gang von allmächtiger und allweiser Hand geführt wird. Freilich! der Einzelne kann ja dies Ziel nicht erreichen, nur mit anstreben kann er es helfen und .... dabei muß er oft das angewiesene Werk plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen.

Er ist also im großen unendlichen Ganzen nur ein Werkzeug, das die Natur, wenn es abgenutzt ist, ruhig bei Seite schiebt, um es auf der Stelle zu ersetzen. Der große Gedanke der Weltentwicklung kann durch das Schicksal des Einzelnen um keine Minute verspätet, in nichts gestört werden.

Aber es handelt sich ja auch in dem großen Ganzen, wie wir eben gesehen, gar nicht um den Einzelnen. In jedem Jahrhundert erneut sich mehr denn einmal das Menschengeschlecht, und in der Idee der Weltordnung liegt es, daß die Massen und die Geschlechter, nicht die Individuen, den Ausschlag geben.

So faßt der Vernünftige das Leben und seine Stellung in demselben auf.

„Mir kommt es immer vor,“ — sagte gar manchmal in dieser Beziehung der Major von Humboldt — „daß die Art, wie man das Leben und die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unserem Glück und Unglück hat, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heiteren Genuß kann man sich allerdings nicht selbst geben; er ist eine Gabe des Him-

mels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für Jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und ungegründete Besorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das Eine und das Andere thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man bewahrt sich nur vor peinlichen Empfindungen. Man handelt aber gewiß in dem Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbstständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht" *).

So dachte der Major und in diesem Geiste lebte er, heiter die Gegenwart hinnehmend und ruhig der Zukunft entgegensehend. Natürlich ist es, daß dieser, der Schule Friedrich des Großen entsprungene philosophische und zugleich lebenspraktische Gleichmuth auch auf seine Lebensgefährtin überging; ebenso mußte er sich nach und nach den Kindern durch Wort und Beispiel mittheilen und von diesen zur selbsteigenen Natur verarbeitet werden.

Aber dieser philosophische Gleichmuth der Familie sollte bald auf eine schwere Probe gestellt werden.

Der Anfang des Winters 1778 war derselben sehr

---

*) W. von Humboldt.

glücklich verstrichen, als den Major eines Tages Geschäfte nach Berlin riefen. Er hatte verschiedene Verwaltungs angelegenheiten zu ordnen und bediente sich, da es sehr kalt war und hoher Schnee lag, des Schlittens.

Unter Anderem sollten auch die rückständigen Zinsen eines nicht sehr bedeutenden Kapitales eingetrieben werden. Es war dies allerdings ein Geschäft, das der Major gewöhnlich seinem Rechtsanwalt überließ; allein dießmal trieb ihn sein menschenfreundliches Herz, selbst zu sehen und selbst zu hören, da ein ergreifender Brief des Schuldners an den Freiherrn eingelaufen war, worin jener seine traurige Lage in so lebendigen Farben schilderte und so dringend um Nachsicht bat, daß sich der Major einer Unmenschlichkeit angeklagt haben würde, wenn er mit kalter Rücksichtslosigkeit verfahren wäre. Aehnliche Fälle waren ja schon öfter vorgekommen, und mehr denn einmal war es dem alten Freiherrn gelungen, durch Nachsicht und durch vernünftigen Rath die Verhältnisse zu ordnen und gedrückten Menschen schweren Kummer und viele Sorgen zu ersparen.

Als der Major daher seine übrigen Geschäfte geordnet hatte, machte er sich, in einen schlichten braunen Mantel gehüllt, auf den Weg, um den betreffenden Schuldner selbst aufzusuchen. Aber welchen Jammer fand er hier! Nicht nur ein Stück aus den traurigen Nachtseiten des menschlichen Lebens, wie das ja auf Erden so viel vorkommt: wirklich unverschuldetes Unglück und innere häus-

liche Zerrüttung bei einer anscheinend erträglichen Stellung nach Außen hin .... das Unglück war auch noch, zur Verzweiflung des Schuldners, durch eine Handlung überspannter Liebe und Gewissenhaftigkeit in das Unendliche vergrößert worden. Die junge Frau des betroffenen Mannes — längst schwermüthig über den Gedanken, daß sie, die ohne Vermögen geheirathet hatte, jetzt dem Gatten zur Last falle — war mit ihrem einzigen Kinde verschwunden. Niemand wußte wohin; doch stand zu vermuthen, daß sie, trotz der fürchterlichen Kälte und des tiefen Schnees, den Weg nach Spandau eingeschlagen habe, wo ihre Mutter lebte.

Hier galt es nun freilich in doppelter Beziehung einer schnellen Hülfe, und zu dieser wußte der Major mit seinem resoluten Wesen auch sofort Rath: dem Manne ward nicht nur die gewünschte Nachsicht gewährt und nachdrückliche Unterstützung in seinem Geschäfte zugesagt; der Major ließ sich auch die nöthige Beschreibung der Entflohenen geben, um sofort — während der Mann in Berlin suchen sollte — den Rückweg nach Tegel über Spandau mit seinem Schlitten anzutreten, um im glücklichen Falle des Auffindens, Frau und Kind sofort zurückzubringen.

Was kümmerte es den Freiherrn dabei, daß er den Abend mit seinen Berliner Freunden hatte heiter zubringen wollen, hier galt es ein gutes Werk auszuführen, vielleicht sogar bei der strengen Kälte zwei Menschenleben

zu retten. Da war also an kein Schwanken zu denken; rasch eilte der wackere Mann in seinen Gasthof zurück, eine Flasche Wein und etwas Brod wurden mitgenommen und fort ging es, so schnell die Pferde laufen konnten.

Der Schlitten hatte sich jetzt bereits schon eine halbe Stunde von Berlin entfernt; die Kälte war grimmig und ein schneidender Nordostwind pfiff über die Ebene. Niemand ließ sich auf der Landstraße sehen, so belebt dieselbe sonst auch war; denn wer da konnte, flüchtete in das schützende Zimmer und an den wärmenden Ofen.

So spähte denn der Major, der sich dicht in seinen Mantel gehüllt hatte, vergebens nach allen Seiten, selbst in der Ferne vermochte sein geübtes Auge kein menschliches Wesen zu erblicken. Plötzlich aber scheuten die Pferde, und als Herr und Kutscher sich erstaunt nach der Ursache dieses ganz ungewöhnlichen Aufschreckens der Thiere umsahen, erblickten sie in dem Graben, der den Weg begrenzte, eine Frau, die, ihr Kind fest an sich gepreßt, zusammengekauert da saß und sichtlich mit Ermattung rang. Schon lagerte sich jener gefährliche Schlaf, der dem Erfrieren meist vorauszugehen pflegt, auf ihre Augen; schon waren Lippen und Wangen der jungen Frau blau vor Kälte, — schon starrten ihre Glieder wie die eines Leichnams.

„Halt!" — rief hier der Major, der die Unglückliche sogleich nach der erhaltenen Beschreibung erkannte,

und der Schlitten hielt und beide Männer eilten der Erfrierenden zu Hülfe. Sie wehrte sich nicht, als man ihr etwas von dem mitgenommenen Bordeaux einflößte, denn sie war schon des vollen Bewußtseins nicht mehr mächtig; auch in den Schlitten ließ sie sich mit ihrem Kinde willenlos, und ohne ein Wort sprechen zu können, führen. Aber jetzt erst gewahrte der Major auch, daß sie ganz leicht gekleidet sei, ohne Mantel und selbst ohne Hut; nur das Kind war dicht und warm eingehüllt. Sicher hatte die Arme nichts von zu Hause mitnehmen wollen, ... vielleicht hoffte sie gar selbst auf den Tod.

Der Freiherr sprach nichts, aber er handelte. Im Moment hatte er seinen Mantel von den Schultern genommen, und ehe der Kutscher noch seine Warnung aussprechen konnte, war die Unglückliche schon dicht eingehüllt. „Das thut einem alten Soldaten nichts!" — sagte er dabei mit heiterem Bewußtsein — „und nun, so schnell wie möglich nach Berlin zurück."

Die Pferde flogen, und ehe abermals eine halbe Stunde vergangen, lag die Unglückliche, die unterdessen wieder zu sich gekommen, schluchzend in den Armen ihres Gatten.

Der Freiherr eilte unbemerkt davon; er war innerlich unendlich glücklich; als er aber nach Hause kam, schüttelte ihn der Frost und eine unbequeme Müdigkeit lagerte sich in alle seine Glieder. Ein Glas Grogg sollte helfen; es hielt indessen ein leichtes Fieber nicht ab und

als der Major den anderen Tag nach Tegel zurückgekehrt war, mußte er sich, schwer erkrankt, zu Bette legen.

Die ganze Familie war hierüber um so mehr in Angst, als man an dem sonst so kräftigen und kerngesunden Manne eine solche Erscheinung gar nicht gewöhnt war. Aber gerade den kräftigen Mann packte die Krankheit auch um so gewaltiger.

Ein trauriger Jahreswechsel folgte dem traurigen Weihnachtsfeste, und noch war der Januar nicht zur Hälfte vorüber, als Major von Humboldt den Tod herannahen fühlte. Als er den Schmerz der Umstehenden bemerkte, nahm er die Hand seiner treuen Gattin, sah diese und die Kinder liebevoll an und sagte:

„Laßt Euch nicht vom Trennungsschmerze übermannen, ihr Lieben! Niemand entgeht im Leben solch' harten Schicksalsschlägen. Die Hauptsache dabei bleibt aber immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu welchen wir gehören, daß unsere kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, und daß daher Alles, was geschieht, gut und uns — sei es auch noch so schmerzhaft — wohlthätig sein muß. Nehmen wir daher die Beschlüsse der Vorsehung mit ruhiger Fassung auf, und ... wenn ihr auch ... nachdem ich heimgegangen ... einer solchen Stimmung nicht gleich Herr werden könnt, so strebt wenigstens mit allen Kräften darnach. In ernstlichem Streben liegt das Erreichen."

Der Major schwieg hier erschöpft eine Weile; dann

nahm er ruhig und mit dem klarsten Bewußtsein Abschied von Frau und Kindern, von Kunth und allen Hausgenossen, segnete Wilhelm und Alexander, empfahl sie der liebevollen Pflege der Mutter, der väterlichen Sorgfalt Kunth's . . . und entschlief.

Das war nun freilich ein harter, schwerer Schlag für Alle, und mit dem unersetzlichen Verluste zog ein tiefer, unendlicher Schmerz in das Herz eines Jeden ein. Namentlich fühlte sich die Majorin tief erschüttert. Der so rasch und unerwartet eingetretene Tod ihres Mannes raubte dieser sonst so geistig starken und festen Frau dennoch in der ersten Zeit alle Sicherheit. Das so plötzliche Untergehen dieses noch vor kurzem so blühenden und kraftvollen Lebens machte sie an Allem ungewiß: an dem Leben selbst, an dem Schicksal, an der Kraft und dem Halt der Dinge. Wem sollte sie jetzt noch vertrauen, wenn ein Mann, so stark an Körper und Geist, von einem einzigen Krankheitsstoße wie ein Licht ausgeblasen werden konnte?!

Aber diese Unsicherheit war doch nur das Nachzittern des ersten und überwältigenden Schmerzes, die zu früh reife Frucht der, durch ein gewaltiges und unvorhergesehenes Ereigniß überraschten Seele. Der kerngesunde, kraftvolle Geist der Majorin rang sich bald durch. Der Schmerz blieb, aber sie beherrschte ihn mit männlicher Kraft; ja ihre innere Sicherheit fing sogar an allmälig zu wachsen. Sie hatte den Tod nie gefürchtet, nie

kindisch an dem Leben gehangen; jetzt war sie mit dem Tode vertraut geworden, stand, so zu sagen, mit ihm im Bunde; denn das Wesen, das sie nach ihren Kindern am meisten geliebt hatte, war ja jetzt unter den Todten. Sie fühlte sich jetzt gewissermaßen einheimisch in zwei Welten.

Mit fester Hand und getragen von dem Gedanken, dabei ganz in dem Sinne und dem Geiste ihres heimgegangenen Mannes zu handeln, nahm sie nun, gemeinsam mit Kunth, die Erziehung ihrer Söhne mit doppelter Sorgfalt auf. Ihr bester Trost sollte von jetzt an das Bewußtsein abgeben, ihre Kinder zu ausgezeichneten, ihrem Vater würdigen Männern heranzubilden.

Aber auch auf Wilhelm und Alexander wirkte dieser harte Schlag, dies traurige, tieferschütternde Ereigniß allgewaltig ein. Der volle Ernst des Lebens und seine ganze Schwere war hier zum ersten Male vor ihre jugendliche Seele getreten, und indem das Schicksal mit eiserner Faust in ihr Herz griff, ließ es einen lang anhaltenden Schmerz nach, der mit einem Male und doch auch für die Dauer alles abstreifte, was noch der Kindheit angehörte.

So jung auch beide Knaben noch waren, ihr Inneres hatte durch diesen Trauerfall eine gewisse Reife erlangt. Ein gesetzteres, ernsteres Wesen, als dies sonst bei Kindern in gleichem Alter der Fall ist, machte sich von nun an bei ihnen geltend und fand seine Nahrung in dem Um-

gange mit der Mutter und Kunth. Beide wußten sogleich den Ernst des Momentes und die jetzt noch erhöhte Empfänglichkeit der jugendlichen Geister zu benutzen, um ihnen eine philosophische Richtung zu geben. So sagte Kunth als sie von des Vaters Grabe zurückgingen:

„Kinder! vergeßt diese schwere Prüfung nie. Finster und schwarz steht jetzt das Leben vor Euch und alles Glück scheint Euch wohl für immer von diesem Unglück erdrückt. Aber was ist denn Glück und Unglück im Leben? Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, ist somit oft gar kein eigentliches Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück geht auch vorüber, läßt aber tiefe Spuren zurück, und, wenn man es wohl zu benutzen weiß, auch heilsame."

„Darum müssen uns auch die schwersten Prüfungen heilig sein, denn sie läutern und stärken die Seele. Es kommt dabei nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entsteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit so weise vertheilt, daß der äußerlich noch so Begünstigte darum keinen Augenblick freier ist von Anlässen und Ursachen inneren Schmerzes, als der weniger Begünstigte. Was dabei dem Vernünftigen, dem philosophisch gebildeten Geiste bleibt, ist einmal die Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, und dann: das Andenken an Alles, was uns theuer ist, das Bewußtsein eines immer reinen

Gemüthes und die Genugthuung an einem sich selbst geschaffenen geistigen Dasein, das über allen Wechselfällen des Lebens steht. So jung Ihr auch seid, müßt auch Ihr dies jetzt schon anstreben, wenn jemals wieder Heiterkeit der Seele in Euch zurückkehren soll. Einen andern vernünftigen Trost für Euren so gerechten Schmerz gibt es nicht."

Unter Thränen vernahmen Wilhelm und Alexander diese Worte: wie tief sie aber Wurzel schlugen, bewiesen schon die nächsten Tage.

Der Tugendbund.

Acht Tage ruhte nun die Leiche des geliebten Vaters im Mutterschooße der Erde, als sich eine eigenthümliche Scene in dem Zimmer des großen Churfürsten zutrug.

Dies, wie wir wissen, in dem alten Thurme des Schlosses Tegel gelegene Gemach, bildete gewissermaßen für die sämmtlichen Einwohner des Schlosses eine Art Heiligthum, weßhalb es auch stets verschlossen blieb und nur bei besonderen Gelegenheiten von dem Hausherrn geöffnet wurde. Der verstorbene Major hatte auf dies historische Vermächtniß besonders viel gehalten und die Heiligkeit des Ortes war durch den letzten Besuch seines großen Königs für ihn noch wesentlich gestiegen. Er verwahrte daher selbst die Schlüssel zu diesem Gemache mit einer Art religiöser Scheu, worauf schon der Ort deutete, an welchem er sie in seinem Wohnzimmer aufhing: es geschah dies nämlich zwischen den wohlgelungenen Porträts des großen Churfürsten und des großen Königs.

Hier hingen sie noch heute, denn Niemand hatte sie seit der Erkrankung des würdigen Freiherrn berührt. Da trat Wilhelm in des Vaters Wohnzimmer und nahm sie von der Wand.

Es lag dabei ein gewisses feierliches Wesen in den Zügen und Bewegungen des Knaben, — ein Ausdruck der tiefen Wehmuth, die ihn bei dem Anblicke all der Gegenstände ergriff, die noch jüngst die tägliche Umgebung des geliebten Vaters gebildet und die jetzt verlassen und einsam dastanden, — ein nach Außen sich kund gebender Wiederschein der Ehrfurcht, mit der er das Zimmer des Heimgegangenen betrat und jene Schlüssel von der Wand nahm, die dem Vater immer geweiht erschienen waren und ihn nun in das Heiligthum der Familie führen sollten. Es war, als ob in diesem Momente sein kindlicher Blick den Vater für sein kühnes Handeln um Vergebung bitte, und doch lag auch wieder ein stolzes Bewußtsein in diesem Aufflammen des thränenfeuchten Auges.

Als Wilhelm die Schlüssel zu sich gesteckt und das Wohnzimmer des Vaters verlassen hatte, ging er nach dem Theile des Schlosses, den er mit Kunth und seinem Bruder Alexander gemeinsam bewohnte. Er wußte, daß er den jüngeren Bruder dort allein und arbeitend treffen werde; denn Kunth war nach Berlin geritten, um so Manches zu ordnen, was auf den Tod des Freiherrn Bezug hatte und die Mutter sah sich von Besuchen in

Anspruch genommen, die nach Tegel gekommen waren, um der Wittwe ihre Theilnahme an dem schweren Unglücksfalle, der sie betroffen, zu bezeugen.

Als Wilhelm eintrat, saß Alexander in der That an dem großen Arbeitstische und war mit Einlegen von Pflanzen in das Herbarium beschäftigt, das ihm der Hausarzt, Dr. Heim, — der den Knaben kürzlich erst die 24 Classen des Linné'schen Pflanzen-Systemes gelehrt — angelegt hatte. Alexander war mit der ihn ungemein ansprechenden Arbeit so sehr beschäftigt, daß er den Bruder anfangs gar nicht gewahrte. Erst als die letzte Pflanze ihr sicheres Bett zwischen den beschwerten Löschblättern gefunden, schaute der kleine Naturforscher auf und gewahrte den Bruder.

„Alexander!" — hub jetzt der Aeltere in bewegtem Tone an.

„Was hast Du?" — entgegnete der jüngere der Knaben — „Du siehst ja ganz feierlich aus."

„Ich habe auch etwas Ernstes und Feierliches vor."

„Und das wäre?"

„Du sollst es sogleich erfahren; aber nicht hier!"

„Warum nicht hier?"

„Weil es zu dem, was ich vorhabe, Dir zu sagen, eines heiligen Ortes bedarf."

„Ich begreife Dich nicht."

„Folge mir."

Alexander, der mit großer und inniger Liebe an dem

älteren Bruder hing, folgte dieser Aufforderung willig. Wilhelm schritt schweigend voran; aber das Staunen Alexanders steigerte sich nicht wenig, als sie den Weg nach dem Thurme einschlugen und endlich vor der massiven Thüre des Churfürstenzimmers Halt machten.

„Du wirst doch nicht etwa hier eintreten wollen?“ — sagte jetzt Alexander fast beglommen.

„Warum denn nicht?“ — frug Wilhelm.

„Du weißt, wie viel unser guter Vater auf dies Zimmer hielt!“ — fuhr der Jüngere fort, und Thränen stiegen ihm, bei der Erinnerung des vor so kurzer Zeit erlittenen Verlustes, in die Augen.

„Wenn ich nun aber gerade darum diesen Ort gewählt habe!“ — fuhr Wilhelm fort. — „Des Vaters Geist soll uns bei dem, was wir hier thun wollen, umschweben. Ich weiß, er wird uns nicht zürnen. Vertraue mir nur.“

Alexander gab ein Zeichen seiner Beistimmung und Wilhelm öffnete.

Aber welchen Eindruck machte schon der erste Blick in das stille, einsame, an großen Erinnerungen so reiche Gemach auf beide Kinderherzen.

Es war Abend und die scheidende Sonne warf eben ihre letzten gluthrothen Strahlen durch die kleinen, von Säulchen getragenen Fenster, so daß sie den gewaltigen Tisch aus geschnitztem Eichenholze und den dahinterstehenden Sessel, auf dem erst vor so kurzer Zeit der große König

Friedrich der II. gedankenvoll geruht, wie mit Purpur und Gold übergossen. Noch wunderbarer strahlte die alte Ledertapete mit den gepreßten und vergoldeten Blumen den magischen Schein zurück. Wie in Gold und Feuer glühte und brannte das ganze Zimmer; — ja! — der erste Eindruck war so wunderbar, so mächtig, daß beide Knaben unwillkürlich anhielten, als ob ihnen in all dem Glanze die Gottheit selbst hier entgegentrete.

Alexander aber schien es, als ob er den König ganz deutlich gesehen habe, wie er — aus seinen Gedanken erwachend — den Lorbeerkranz vor sich fand.

Indeß war dies alles nur die momentane Eingebung einer überreizten Phantasie. Gleich darauf trat Wilhelm festen Schrittes in das Gemach und verschloß hinter Alexander die Thüre.

„Und was soll es nun hier?" — frug jetzt gespannt der Letztere.

„Bruder!" — versetzte Wilhelm, indem er den Angeredeten mit einem Blick inniger Liebe und hoher Schwärmerei anschaute und ihm zugleich die Hand bot — „willst Du mit mir, hier in dem Zimmer, das der Vater immer so hoch und heilig geachtet, ... hier, wo uns gewiß sein lieber, seliger Geist umweht, ... willst Du mit mir hier und in dieser Stunde einen Tugendbund schließen?"

Alexander war sichtbar überrascht; er hatte sich selbst bei des Vaters Tode im Stillen und unter heißen Thränen

gelobt: von Stunde an alle seine Kräfte aufzubieten, um ein recht braver und tugendhafter Mensch zu werden; aber es war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen, daß man dazu einen Bund schließen könne oder müsse. Dennoch fühlte er sogleich, daß etwas Bedeutsames in diesem Vorschlage des älteren Bruders liege.

„Warum nicht!“ — sagte er daher nach kurzem Ueberlegen. — „Was Einer nicht vermag, vermögen vielleicht Zwei. Ich weiß es recht gut, daß mir oft meine eigenen Fehler entgehen; es wird mir also nichts lieber sein, als wenn Du mich auf das allerfreieste und ohne allen Rückhalt auf das aufmerksam machst, worin ich fehle.“

„Und dasselbe wirst Du gegen mich thun!“ — rief Wilhelm mit leuchtenden Augen.

„Und dann wollen wir recht auf uns selbst achten!“ — sagte Alexander. — „Es hat wohl immer den größten Nutzen, wenn man sich so gewöhnt, daß man sich selbst zum Gegenstand beständigen Nachdenkens macht.“

„Das ist schon gut!“ — meinte Wilhelm — „aber wer kennt sich denn selbst recht? Sind wir nicht oft der Meinung, recht gehandelt zu haben, während uns von Anderen der schärfste Tadel trifft?“

„Und doch weiß Jeder nur von sich selbst genau, was in ihm vorgeht!“ — sagte Alexander mit einem weit über seine Jahre hinausragenden Ernste. — „Ich weiß allein, wie jede Neigung, jeder Entschluß in mir entsteht.“

„Und kannst du dich nicht täuschen?“ — rief hier Wilhelm begeistert. — „Ich wenigstens täusche mich gar oft über mich selbst, und ich habe es doch am Grabe unseres guten Vaters geschworen, ein recht tugendhafter Mensch zu werden, — ein Mann, wie er es war .... und darum, darum, Alexander, laß uns einen „Tugendbund“ schließen; — einen Tugendbund, indem wir uns gegenseitig verpflichten, einander zum Besserwerden zu helfen. Kommen wir dann einmal hinaus in die Welt, so suchen wir Freunde, die sich diesem Bunde ebenfalls anschließen, und dann denke nur, wie herrlich, wie segensreich wir auf diese Weise wirken können!“

Der jüngere der beiden Knaben verharrte einige Minuten in stillem Nachdenken; dann legte er mit wehmüthig-freudigem Lächeln die Hand in die seines Bruders und sagte:

„So sei denn unser Tugendbund bei dem Andenken an unseren guten und lieben Vater geschlossen: wir wollen gegenseitig und jeder für sich dahin streben, unsere Fehler mehr und mehr abzulegen und so gut und so tugendhaft wie der zu werden, der uns beide so innig geliebt hat.“

„Ja!“ — rief hier Wilhelm feierlich — „aber ein Bund ist ein Vertrag, und ein Vertrag hat seine Bestimmungen. Laß uns dieselben festsetzen, Alexander!

Und mit diesen Worten zog Wilhelm ein kleines verschlossenes Tintenfaß, Feder und Papier aus der Tasche

und breitete sie auf dem Tische aus. Dann trat er zu dem Sessel des großen Churfürsten und sagte mit bewegter und gehobener Stimme:

„Du, Geist des großen Churfürsten, Geist unseres erhabenen Königs und Du, heiliger Schatten unseres lieben Vaters, ihr werdet uns vergeben, wenn wir in dieser Stunde in dies Heiligthum drangen. Wir wollen ja hier, wo Ihr gewaltet, ein edles Werk gründen, einen Bund stiften, der auch uns zu guten und großen Menschen machen soll. So erlaubt es mir, an dieser heiligen Stelle die Satzungen desselben niederzuschreiben und segnet unser Vorhaben, daß es sich an uns selbst in schönen Früchten bekunde. Euer Beispiel soll uns dabei vorleuchten und Euere Tugenden sollen die unseren werden."

Wilhelm stellte sich nun dicht neben den Sessel — sich auf denselben zu setzen, verbot ihm die Ehrfurcht — und begann eine Einleitung zu seinen Bundesgesetzen zu schreiben. Alexander stand schweigend neben dem Bruder.

„Und wer soll nun der oberste Richter in unserem Tugendbunde sein?" — frug Wilhelm, nachdem die Einleitung von Alexander genehmigt war.

„Wer?" — entgegnete Alexander in seiner ruhigen Weise — „nun, ich meine, der Vater!"

„Ja! ja! der Vater!" — rief Wilhelm begeistert und große Thränen liefen ihm, während er seinen ersten Satz niederschrieb, über die Wangen.

„Aber" — hub er, nachdem er mit dem Schreiben

zu Ende, wieder an — „unser theurer Vater ist leider nicht mehr am Leben; wenn sein Geist uns auch umweht, kann er uns sagen, was Recht und Unrecht ist?"

„O ja!" — versetzte Alexander. — „Ich höre seine Stimme bei jeder Veranlassung in meinem Innern. Seine Lehren stehen ja unerschütterlich fest in mir, und was daher mein Gewissen sagt, ist seine Stimme."

„Gut!" — rief Wilhelm — „so ist unser zweiter Bundessatz: Wir erkennen unser Gewissen als die Stimme dieses obersten Richters an."

„Ja!" — versetzte Alexander — „denn wo Etwas Mißbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und empfindlicher, als jeder fremde Tadel."

„Und wollen wir keine weiteren Richter annehmen?" — frug jetzt Wilhelm.

„Gewiß," — fiel der jüngere Bruder ein — „das Wort der Mutter und das unseres guten Kunth."

Auch diese Bestimmung wurde genehmigt und niedergeschrieben. Dann folgte noch eine Reihe von Vorschriften und endlich die strenge Verpflichtung: sich gegenseitig zu warnen, zu leiten und vor allen Dingen mit Offenheit da zu tadeln, wo Tadel begründet sei.

Den Schlußparagraph bildete ein feierlicher Schwur: daß dieser Tugendbund für das ganze Leben geschlossen sei, und daß er so fest und unerschütterlich dauern solle, als die herzliche und innige Bruderliebe, die die beiden ersten Begründer desselben erfülle.

Endlich ward noch ein Erkennungs- und Warnungs-Wort festgesetzt, das Einer dem Andern in Momenten der Gefahr mündlich oder schriftlich zukommen lassen solle, und zwar bestimmten die jugendlichen Gründer dafür: „der Vater wacht!“

Als dies geschehen, der Schwur geleistet und die Gesetze von Beiden unterzeichnet waren, umarmten sich Wilhelm und Alexander mit Herzlichkeit und verließen dann, im Hochgefühle einer edlen That, das Zimmer des großen Churfürsten.

Die Revue Friedrich des Großen.

Und dieser Tugendbund, geschlossen durch die beiden Söhne des Major von Humboldt, war keine leere Spielerei, wie man sie oft bei Knaben jenes Alters findet. Einmal lag die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften, zu empfindsamen Freundschafts- und Veredlungsbünden so gut in der Richtung jener Zeit, als jene schon erwähnte hochgespannte Sentimentalität und das bekannte „Werther-Fieber"; dann aber ging ja der Gedanke zu diesem Bunde aus dem tiefgefühlten, von einem großen Schmerz getragenen Drange hervor, dem Andenken des edlen Vaters durch ein verdoppeltes Streben nach sittlicher und geistiger Veredlung zu genügen. Das ruhige tiefe Gemüth Alexanders hätte dazu freilich keiner äußeren Zuthat bedurft; aber der schwärmerisch-ideal-poetische Trieb Wilhelms griff im stürmischen Werdedrange begierig nach einem solchen Halt und poetischen Ausdruck.

Das Wichtigste blieb indessen, daß beide Knaben — sobald dieser poetische Ausdruck ihres innersten Bedürfnisses gefunden war — die geistige Fähigkeit besaßen, sich über die Sache zu stellen; so daß sie dieselbe beherrschten und sich nicht von ihr beherrschen ließen. Darum auch fiel bei Wilhelm und Alexander jede Spielerei mit ihr weg, und der neugeschlossene Tugendbund war bei ihnen Ernst und Wahrheit. Trat doch in der That, von Niemanden bemerkt, jetzt ein geheimer Wettstreit im Guten und Edlen zwischen den beiden Brüdern ein, der nur in einer Beziehung von nachtheiligen Folgen war. Alexander, als Knabe von der Natur weniger begünstigt als Wilhelm *), wollte unter keiner Bedingung dem älteren Bruder im Fleiße nachstehen. Er strengte sich daher über die Maßen an, wodurch sein ohnehin nicht starker Körper bedeutend litt und eine Besorgen erregende Kränklichkeit an den Tag trat. Dem schönen Streben der Knaben kamen übrigens die Mutter und Kunth vortrefflich entgegen. Der Vater war todt, um so mehr wirkte jetzt der mütterliche Einfluß, und neben dem Vertrauen, welches die nunmehr verwittwete Majorin dem Hauslehrer und treuen Hausfreunde Kunth erwies, und durch welches sie diesen fast in väterliche Rechte über die Knaben einsetzte, war es zugleich die hohe Gesinnung der edlen Frau selbst, welche das ganze Familienleben

---

*) Klenke a. a. O. S. 21. Schlesier a. a. O. I. Th. S. 17.

beherrschte, und die Kinder, deren Fortbildung ihr so warm am treuen Herzen lag, zu einer begeisterten Liebe zu ihr anfeuerte.

Lebte die Majorin seit dem Tode des Gatten in ihrer Abgeschiedenheit doch nur noch ihren Kindern. Die stille Zurückgezogenheit aber spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich tiefen Gemüthes höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, in welche Frauen sonst leichter verfallen, als Männer.

Freifrau von Humboldt hatte aber von jeher an der Einsamkeit Geschmack gefunden, jetzt war sie ihr doppelt theuer. Sie suchte ja keine Freuden mehr, als diejenigen, die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern und dem Heranreifen ihrer Kinder schöpfte. Ihr ohnehin festes Wesen ward dadurch immer männlicher und ernster; aber es gewann auch unendlich an jener seelenvollen Tiefe des Gemüthes, die bei solchen Wesen den Lebensernst durch eine hohe geistige Liebenswürdigkeit mildert und verklärt.

Am besten empfanden dies die Männer von Geist, die von jetzt an noch Zutritt auf Schloß Tegel fanden. Unter diesen ragte namentlich der Kreisphysikus Heim hervor, der bewährte Hausarzt der Familie *). Es war

---

*) Ernst Ludwig Heim, der später so berühmt gewordene Berliner Arzt und Universitätslehrer.

immer ein Fest, wenn der Doktor auf seinem schmucken Pferde angeritten kam und zum Mittagstische blieb. Sein frisches, heiteres und geistvolles Wesen belebte dann Alle, wie sein Einfluß in wissenschaftlicher Beziehung für die Knaben von hoher Bedeutung wurde. Namentlich geschah dies auch durch kleine Excursionen in die nähere und weitere Umgegend, die er mit den Kindern und Kunth — an welchen er sich als Freund angeschlossen hatte — machte. Hier ward denn vor allen Dingen Botanik und Mineralogie praktisch betrieben, und zwar auf eine so geistvolle Art, daß Allen dies Reisestudium zu einer Quelle der reichsten Genüsse wurde.

Kunth selbst lohnte dabei das edelmüthige Vertrauen und die hohe Zuversicht, welche die Majorin in ihn setzte, auf das Schönste. Er ward Wilhelm und Alexander in der That ein zweiter Vater. Vor allen Dingen war es eine höhere Sorgfalt, als die des treuesten Lehrers, die er ihnen zuwandte. Er suchte ja nicht nur in behaglichem Selbstgenügen eine gewisse Masse von Kenntnissen auf den Geist seiner Schüler zu übertragen, ... nein! .... sein unermüdliches und wohlbedachtes Streben ging dahin, Alles, was es an ächten Bildungsmitteln gab, für die Entwicklung der großen Anlagen, die seine Zöglinge besaßen, fruchtbar zu machen.

So schritt auch jetzt, nach des Vaters Tode, die Erziehung der beiden Knaben rüstig vorwärts, als ein

neues Ereigniß dem Schicksale derselben eine unerwartete Wendung gab.

Kreisphysikus Heim hatte nach Tegel die Nachricht gebracht: daß der immer mehr alternde König demnächst eine große Revue in Spandau halten werde. Da aber Niemand wissen konnte, wie lange die Natur das edle Leben Friedrich des Großen noch zu fristen vermöchte, so war es natürlich, daß alle Welt eine solche Gelegenheit benutzte, den Liebling des Volkes, den Mann seiner Zeit, noch ein Mal zu sehen. Dies eine Mal konnte ja möglicherweise das letzte Mal sein. Heim schlug daher vor, ebenfalls mit Kunth und den Kindern die Revue zu Spandau zu besuchen, und die Majorin gab gern ihre Einwilligung.

Friedrich hatte bereits das siebente Jahrzehnt seines Lebens überschritten. Neue Geschlechter waren um ihn her aufgewachsen; sie kannten die Leiden und die Freuden seiner früheren Zeit nicht; aber innig war ihr Leben durchwebt von dem Ruhme seines Namens, und kindliche Verehrung brachten sie dem dar, der mit Vatertreue unabläßig für das Wohl seines Volkes sorgte.

Wahrlich! wenn Friedrich unter seinen Unterthanen erschien, war es, als ob der Vater zu seinen Kindern komme. Darum ruhte er auch sicher in der Liebe seines Volkes, und sein Haus bedurfte — während andere Monarchen sich durch bewaffnete Miethlinge und Kanonen vor den Ihrigen zu schützen suchten — keiner Wache.

Rührend lautet es in der That, wenn ein Zeitgenosse erzählt: „Ich bestieg den Hügel, auf welchem Sanssouci liegt, zum ersten Male im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thüre, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle. Ich sah Nichts der Art und ging frei und froh umher vor diesem kleinen, stillen Hause."

Ein Anderer berichtet, wie er eines Abends, in Gesellschaft eines königlichen Pagen, nach Sanssouci gekommen sei und dort im zweiten Zimmer, durch die halbgeöffnete Thüre, Friedrich gesehen habe, auf einem Ruhebette schlummernd, nur leicht bedeckt und blos von einem — ebenfalls schlafenden — Kammerdiener bewacht.

Wenn Friedrich um jene Zeit in die Stadt geritten kam, war es stets ein festliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig. Freundlich erwiederte er dann, seinen kleinen Hut lüftend, jeden Gruß. Aber das war nicht genug, Viele folgten zu beiden Seiten, den alten König recht lange und deutlich anzusehen und sich noch einmal sein verehrtes Bild tief in die Seele zu prägen. Und die Kinder riefen ihm ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm wohl auch den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich

ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann wieder ruhig weiter. Auch wird erzählt, wie er einst, als es die Buben zu arg machten, seinen Krückenstock erhoben und ihnen drohend geboten habe, in die Schule zu gehen; wie die Buben aber jubelnd ausgerufen hätten: „Ach, der will König sein, und weiß nicht, daß Mittwochs Nachmittags keine Schule ist!"

Ebenso drängten sich die höheren Stände, denen der Zutritt zur Oper verstattet war, ihn zu sehen, wenn er in das Theater trat. Wie schlug dann Jedem das Herz, wenn Paucken und Trompeten seinen Eintritt verkündigten, die Leute sich fast erdrückten, ihn zu sehen und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn hatten.

Und wie in der nächsten Umgebung seines Volkes, so zollte man ihm überall, selbst in den fernsten Ländern Ehrfurcht und Bewunderung. Es war im Jahre 1780, als ein Schiffskapitän mit Namen Klock sein Schiff auf der marokkanischen Küste durch einen Sturm verlor. Er, sammt der Mannschaft, wurde in die schrecklichste Gefangenschaft nach Mogadore geführt. Als aber der Kaiser Mouley-Ismael erfahren, daß ihre Flagge und sie selbst dem großen Könige angehörten, ließ er die Unglücklichen nach Marokko kommen, befragte sie nach dem großen Preußen-Könige, Friedrich, uud sagte: „Von Eurem Monarchen sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren

gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung zu ihm erfüllt hat. Die Welt hat keinen größeren Mann aufzuweisen, als ihn; als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geschlossen. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werdet. Ihr seid frei, und meinen Kreuzern ist anempfohlen, die preußische Flagge zu achten und zu schützen."

Klock mit seinem Gefolge ward darauf neu gekleidet, köstlich bewirthet und unentgeldlich nach Europa eingeschifft.

Welch' ein Beweis für die weltgeschichtliche Bedeutung des Namens Friedrich des Großen!

Mit einem schwächlichen Körper war Friedrich in die Welt getreten; mehrfach hatte man in jüngeren Jahren für sein Leben gefürchtet. Dann war die Zeit der Arbeit und Mühe gekommen, deren Last ihm schon früh das Gepräge eines höheren Alters gab. Gleichwohl war durch die mannigfachen Anstrengungen im Felde sein Körper abgehärtet worden und mit bewunderungswürdiger Kraft, die freilich nur durch einen so starken Geist erzeugt werden konnte, ertrug er die folgenden Stürme und so manche körperliche, fast regelmäßig wiederkehrenden Leiden.

So stand es um die Zeit, in welcher Heim und Kunth mit den Humboldt'schen Kindern zu der Revue des Königs nach Spandau zu gehen gedachte, mit Friedrich dem Großen. Die Helden-Sonne neigte sich bereits tief zu

ihrem Untergange und ihr allmäliches stilles Versinken umkleidete sie noch mit jenem ganz eigenthümlichen wehmüthigen Reiz, den für uns immer das Untergehen einer großen Zeit, einer großen Erscheinung, eines bedeutenden Volkes oder Menschen hat. Wir sehen dann mit schmerzlicher Gewißheit das Große und Bedeutsame scheiden; wir hoffen auf einen neuen Tag .... was er uns aber bringen wird, ist ungewiß und liegt noch in beängstigender Dämmerung. —

Zahllose Menschen hatten sich zu der Revue des großen Königs eingefunden. Da glänzten die prächtigsten Equipagen, die den Adel und die Haute finance von Berlin herübergebracht, und diesen Glanz überboten noch die Toiletten der Damen, die in den Equipagen saßen. Majestätisch rückten die Regimenter auf, Kerntruppen der Armee des Siegers von Roßbach; die Waffen blitzten und funkelten in den Strahlen der Sonne, Trommeln wirbelten und Trompeten schmetterten .... aber Niemand hatte Sinn und Aufmerksamkeit für etwas Anderes, als für den alten Mann, der jetzt, an der Spitze seines Generalstabes, langsam daher geritten kam.

Sein Körper war von der Zeit gebeugt worden, sein Geist war es nicht!

Klein von Natur, abgemagert, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren niedergedrückt, zuckten noch immer Blitze des Genies aus seinen großen herrlichen Augen. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein

Körper, seine bis über die Kniee hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Schnupftaback bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze; aber an dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß sein Geist nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte Jeder, daß sich dieser Mann noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist größer, als alle anderen Menschen.

Bei Niemand aber mochte dieser Eindruck wohl schärfer ausgeprägt sein, als bei Kunth's beiden Zöglingen: Wilhelm und Alexander von Humboldt. Sie, die es schon von dem Vater gelernt hatten, für Friedrich den Großen in hoher Begeisterung zu schwärmen; — sie, die sich noch mit freudigem Stolze des Besuches erinnerten, welchen der König vor wenigen Jahren auf Tegel gemacht; — sie, die von jenem Tage an ihr Leben durch den Antheil geheiligt fühlten, den ein so großer Mann an ihnen genommen .... sie vor Allen durchrieselte ein ehrfurchtsvoller Schauer bei dem Anblicke des greisen Helden, und aus tiefster Seele stimmten sie in den allgemeinen Jubel ein, der jetzt Friedrich begrüßte.

Als der König die Mitte des Platzes eingenommen, nahm die Revue ihren Verlauf: die Regimenter defilirten an dem Monarchen vorüber und stellten sich dann in Schlachtordnung auf, worauf sie Friedrich selbst die verschiedensten Manöver ausführen ließ.

Da Doctor Heim, Kunth und die Knaben zu Pferde

waren — letztere jetzt sechzehn und vierzehn Jahre alt, ritten zwei allerliebste kleine Thiere — konnten sie den Bewegungen besser folgen; was denn auch geschah, obgleich weder Wilhelm noch Alexander besonderen Geschmack an dieser Art Vergnügen empfanden. Immerhin reißt bei solchen Gelegenheiten Jeden der Enthusiasmus der Menge, die kriegerische Musik, das großartige Schauspiel der sich entfaltenden militärischen Massen mehr oder weniger fort, und bald sahen sich auch unsere Freunde mitten in dem wilden Getriebe von dahinfliegenden Cavallerie-Regimentern auf der einen, ihnen nacheilenden Reitern und Equipagen auf der anderen Seite. Auch eine Menge Zuschauer, die nur zu Fuß waren, liefen und stürmten keck in dem Gedränge mit fort; weder die Gefahr scheuend, die sie rings umgab, noch die Staubwolken achtend, die das weite Gefilde wie dichter Pulverdampf deckten und ihm wirklich eine täuschende Aehnlichkeit mit einem Schlachtfelde gaben. Den Eindruck zu vollenden, fingen jetzt auch, einen Scheinangriff zurückschlagend, die Kanonen zu donnern an, als sich plötzlich ein durchdringender Angstschrei in der Nähe der Freunde vernehmen ließ. Rasch wandten sich alle um, da traf ihr Auge ein wunderbares Bild.

Der erste Kanonenschuß hatte die Pferde einer eleganten Kalesche, in welcher drei bildschöne noch ganz junge Mädchen saßen, so sehr erschreckt und scheu gemacht, daß sie mit einem Seitensprunge den allzusicheren Kutscher

zu Boden geschleudert und darauf mit Sturmeseile durchgegangen waren. Aber dem ersten Entsetzensschrei der Mädchen und aller Umgebenden, war eine rasche, kühne That gefolgt. Eine der jungen Schönen hatte, — sich mit ungemeiner Geistesgegenwart rasch wie der Blitz aufraffend — die an der Seite des Bockes hängengebliebenen Zügel ergriffen und hielt dieselben nun mit der ganzen Kraft, die ihr zu Gebote stand, fest und straff an sich. Freilich vermochte sie die wildgewordenen Rosse damit nicht zu bändigen, aber sie hielt sie doch in ihrer Hand und zügelte dadurch einigermaßen den Lauf der Thiere, die Alles vor sich her niederzuwerfen drohten.

Der Anblick war entsetzenerregend aber prächtig: die schäumenden, weitausgreifenden Pferde, in pfeilschnellem Laufe die leichte über Stock und Stein wegfliegende Kalesche wie eine Nußschale hinter sich herreißend, und in ihr, halb stehend halb auf dem Vordersitze knieend, von den Freundinnen in Verzweiflung gehalten und umschlossen, die zarte Gestalt, mit den im Winde nachfliegenden weißen Gewändern und dichten schwarzen Locken, die Zügel krampfhaft mit beiden Händen auf die hochwallende Brust zurückgezogen. So flog die Erscheinung vorüber, eine Diana in wilder Jagd, und kaum war es dem schärfsten Auge möglich, auch nur die Umrisse der kleinen, äußerst niedlichen Seraphs-Gestalt, mit dem ernsten Kopfe und den jetzt in Entschlossenheit blitzenden Augen festzuhalten.

Rechts und links und vorwärts wich dabei Alles bestürzt auseinander, während der auf- und abfliegende Wagen jeden Augenblick drohte, die drei Mädchen weit hinauszuschleudern.

So brauste er denn auch an den Freunden vorüber, und Wilhelm und Alexander, Kunth und Heim eilten ihm auf ihren Pferden in athemlosem Schrecken nach. Vergebens machte man hier und dort Versuche, die wildgewordenen Rosse anzuhalten; ihr Lauf war zu schnell, um ihnen in die Zügel zu fallen und nachgerade mußte nothwendigerweise auch die Kraft des jungen Mädchens, das sie noch einigermaßen in Händen hatte, nachlassen. Zum Unglücke stürzte jetzt aber auch noch ein älterer Mann, der einen Knaben an der Hand führte, in dem wilden Gedränge und chaotischen Durcheinander kurz vor der herantobenden Kalesche zu Boden. Ein abermaliger tausendstimmiger Schrei des Entsetzens erschallte, denn beide waren augenscheinlich verloren! . . . . . Alle Augen schlossen sich unwillkürlich, um das Gräßliche nicht zu sehen, ... als die kleine Wagenlenkerin, ihre letzten Kräfte zusammennehmend, die Pferde mit einem verzweifelten Ruck herumriß. Es gelang, die Thiere sprangen überrascht zur Seite und blieben stehen, aber der Wagen schlug durch die heftige Bewegung um und alle drei Mädchen flogen heraus.

Abermals ein Schrei und ein Herbeieilen von allen Seiten. Auch die Tegler Freunde waren in demselben

Momente von ihren Pferden, und eilten die Zügel dem sie begleitenden Reitknechte zuwerfend, herbei, den jungen Damen Hülfe zu leisten.

Glücklicherweise war die Sache besser abgelaufen, als man hätte erwarten sollen. Einige leichte Contusionen abgerechnet, kamen die Mädchen mit dem Schrecken davon, und waren schon wieder auf den Beinen, ehe Doktor Heim, der sie jetzt erst erkannte, an ihrer Seite stand.

Zwei davon -- der Kreisphysikus nannte sie Fräulein von Briest und Fräulein Herz — waren bleich wie der Tod, nur die dritte, die muthige Lenkerin des Wagens, die Heim als Fräulein Rahel Levin anredete, glühte in Erregung.

Wilhelm und Alexander staunten die junge Heldin, die in der furchtbaren Lage, in der sie sich mit den Freundinnen befunden, so viel Muth, Kraft und Entschlossenheit gezeigt, mit Ehrfurcht an; aber beide Knaben wurden vor Verlegenheit roth, als sie nun der Blick dieses Mädchens traf.

Gott! war dies ein wunderbares schwarzes Feuerauge voll Gluth und Tiefe! Und das liebliche Roth auf den zart gerundeten Wangen, und die Freundlichkeit und Unbefangenheit, mit der sie sich jetzt schon wieder — ihren in Unordnung gerathenen Anzug musternd und das vom Falle hoch aufgebauschte weiße Kleid mit den Händen glattstreichend — mit dem Arzte unterhielt, als ob

gar nichts vorgefallen sei! Am hinreißensten aber war unbedingt der Aufschlag des Auges. Lag doch in diesem sanften Heben und Senken der Augenlieder und dem himmlischsüßen Ausstrahlen des Lichtes, das dazwischen fiel, ein Etwas, das Alexander auf der Stelle fühlbar machte, was man unter Zauber verstehe. Es war ihm nicht mehr möglich, von diesem kindlich lieben Antlitz wegzublicken und mit dem Momente stand die Ueberzeugung in ihm fest, so müßten die Engel des Himmels aussehen.

Leider blieb Alexander nicht lange Zeit zu diesen Beobachtungen, denn schon hatte sich eine Menge Menschen herangedrängt, die sich alle zu sehen, zu fragen, sich um das Befinden der Mädchen zu erkundigen beeilten. — Auch viele Damen waren ausgestiegen und stritten sich jetzt darum, wer die lieblichen Kinder in seine Equipage nehmen dürfe. Endlich waren sie alle drei vertheilt. Der unglückliche Kutscher hinkte heran und richtete den umgestürzten Wagen mit Hülfe Anderer wieder auf; man lachte über das Ereigniß, winkte sich gegenseitig scherzend zu, der Knäul von Menschen, Reitern und Wagen, der hier auf Minuten entstanden, entwirrte sich wieder und alles nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Auch die Tegler Freunde bestiegen ihre Pferde wieder und wandten sich auf's Neue den Manövern der Truppen zu, die eben in Colonnen einen Sturmangriff ausführten.

Aber sonderbar! war schon früher Alexanders Auf-

merksamkeit nicht besonders von der Revue in Anspruch genommen worden, so waren seine Gedanken jetzt ganz wo anders. Er konnte das Bild der dahinfliegenden kleinen Diana nicht vor seinen Augen verwischen. Ihr Muth hatte ihm so imponirt, ihre Erscheinung so gefesselt, daß er immer wieder an sie denken mußte. That er dies aber, so kam ihm auch immer wieder das zauberhafte Aufschlagen der Augen in den Sinn, so daß es ihm endlich ganz unruhig zu Muthe wurde.

Mit Wilhelm mochte es ähnlich gehen; denn auch er sprach kein Wort, während die gleichgültigen Blicke, mit welchen er die Kriegerschaaren musterte, auch bei ihm eine tiefere Theilnahme an irgend etwas Anderem verriethen. So ging die Revue zu Ende, als der von fern sich herwälzende Jubel verrieth, daß der König an dem Spalier — welches die ungeheure Menschenmenge bildete, die, ihn zu sehen, gekommen war — zurückritt.

Friedrich pflegte dies immer zu thun. Leutselig grüßte er dann die Jubelnden; ja er hielt wohl auch hie und da sein Pferd an, um mit Diesem oder Jenem, den er kannte, ein freundliches Wort zu wechseln.

Jetzt nahte er sich wieder den Tegler Freunden und mit diesem Momente waren auch Wilhelm und Alexander ihren kleinen Träumereien entrückt. Die Begeisterung für den großen König verschlang in einer Minute mit ihren hochgehenden Wogen das momentane Interesse an dem hübschen muthigen Mädchen.

„Es lebe der König!“

„Es lebe Friedrich der Große!“ schallte und donnerte es von allen Seiten heran, und: „Es lebe Friedrich der Große!“ — riefen jauchzend auch Heim, Kunth und die Knaben.

Da hielt mit einemmale der alte Herr sein Rößlein an, und, mit seinen großen Augen — die jetzt in dem zusammengefallenen Gesichte nur noch größer schienen — die Knaben scharf musternd, sagte er:

„Sehe ich recht? Da ist ja mein kleiner welterobernder Alexander. Hat seinen Bukephalus bestiegen, aber mir deucht einen sehr zahmen. Nun, kleiner Mann, ist Er noch der Meinung, der Er war, als ich Ihn zu Tegel sprach? Verschmäht Er es mit seinem Bruder noch, Soldat zu werden? Ich habe zwei Fähndrichstellen frei!“

„Verzeihung Majestät!“ — entgegnete der kleine Alexander von Humboldt mit freundlichem ruhigem Lächeln und der Offenheit der Jugend — „ich desertire nicht. Majestät werden sich entsinnen, daß Sie mir bereits Fahne, Wappen und Wahlspruch angewiesen und befohlen haben, die Welt mit dem Kopfe zu erobern.“

„Aha!“ — rief der König, der sich, da die Revue sehr gut abgelaufen war, in der besten Laune befand — „Er ist, wie ich sehe, hart gesotten. Nun denn, ich will Ihn nicht zum desertiren verleiden. Aber .... hockt Er denn noch immer auf Tegel?“

„Ja, Majestät!“

„Na! Ich will dem Thüringer nicht zu nahe treten" — fuhr Friedrich fort, indem er auf Kunth blickte — „aber das junge Volk muß jetzt heraus in die Welt, wenn etwas aus ihm werden soll. Sag Er der Majorin: ich wolle die beiden Knaben in Berlin sehen und Ihn mit. Der Vater war ein tüchtiger Soldat, ... ich werde mich um die Knaben bekümmern."

„Der Wunsch Ew. Majestät wird der Frau Majorin Befehl sein!" — entgegnete Kunth ehrerbietig.

„Nun dann, Adieu!" — rief der König, sein Pferd leise antreibend — „und wenn man nach der Hauptstadt kommt, vergißt man den Besuch bei seinem alten König nicht!"

Kunth und die beiden Knaben verbeugten sich tief, der König nahm eine große Prise, lüpfte seinen Hut und ritt gemüthlich weiter.

Wilhelm und Alexander sahen sich freudig an; das Schicksal hatte in der Gestalt des Königs gesprochen und die Erfüllung eines ihrer Lieblingswünsche lag nun schon für die nächste Zeit in Aussicht.

Der König aber setzte seinen Ritt an der Fronte der Zuschauer fort. Niemand sah ihm an, wie ihm das lange Reiten nach und nach schwer wurde. Er hielt hier, er hielt dort an, sprach mit Diesem und Jenem einige freundliche Worte, ließ endlich die Truppen noch einmal an sich vorüber defiliren und begab sich dann zu Wagen nach Sanssouci zurück.

Sobald sich aber Friedrich allein in seiner Equipage befand, brach doch der dünne schwächliche Körper mit einem Seufzer etwas zusammen.

„Der Geist ist willig" — murmelte er dabei durch die Zähne — „aber das Fleisch ist schwach. Sie haben recht, wenn sie mich „den alten Fritz" nennen; es will nicht mehr gehen wie früher. Die Knochen werden morsch! O wie schön wäre es, wenn der Geist einen Aufschub der körperlichen Zerstörung bewirken könnte, bis er sich hier in dem Kreise seines Wirkens ein Genüge geleistet hätte, oder wenigstens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm selbst zu enge würde. Aber mir . . . . mir bliebe noch so viel zu thun!"

Und der König lehnte sich ernst in die Ecke des Wagens und verfiel in ein tiefes Nachdenken. Aber es ward nach und nach auch wieder freudiger in dieser großen Seele. Schloß sie doch das Glück eines stolzen Bewußtseins in sich, und dies Glück ward gerade dadurch vermehrt, daß es sich eng und verschwiegen in den Kreis der inneren Empfindungen einschloß. „So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt gegen das Ideal erscheint, so vermindert sich auch der Reiz jeden Glückes, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, da muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz ent-

hält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt."

Als der König in der Nähe von Sanssouci ankam, war es schon spät Abend. Er ließ halten, stieg aus, winkte jede Begleitung ab und schritt langsam, trotz seiner Müdigkeit und nur auf seinen Krückenstock gestützt, den Hügel hinauf.

Die ringsum herrschende Ruhe that Friedrich nach dem Lärm des Tages unendlich wohl. Er fühlte, daß, wie die Natur auch mit diesem Tage zum Abschlusse gekommen, es nun auch mit ihm nach und nach werde: ruhig, still und klar, bis die ewige Nacht mit mütterlicher Sorge ihren Sternenschleier auch über sein Haupt breite. So zog denn auch eine hohe beseligende Ruhe in sein Herz ein und mit inniger Freude betrat er sein liebes Sanssouci.

Keine Wache rief in's Gewehr, kein Portier salutirte, kein Diener trat ihm entgegen: er wollte ja hier nicht König, sondern Mensch sein. Wie ein Privatmann betrat er die Zimmer und wunderbar freundlich grüßten ihn diese Räume, in welchen er einst so schöne Zeiten verlebt, die einen so erlesenen Kreis herrlicher Männer um ihn versammelt gesehen hatten. Wer war von ihnen noch da? — Friedrich seufzte; dann sagte er leise: „Ja, ja! es will Abend werden .... gehen wir bald zu Bett!"

Aber der König bedurfte doch nach den Anstrengungen des Tages noch einer kleinen körperlichen Stärkung.

Friedrich ergriff daher die kleine silberne Schelle und klingelte. Es kam Niemand.

„Seltsam!" — sagte der König; dann fügte er mit leichter Ironie hinzu: — „Man merkt auch hier, daß der Fritz alt wird. Sie wollen ihn einstweilen daran erinnern, daß er bald gar keine Diener mehr braucht, sondern mit seinem Bischen Fleisch und Haut selbst den Würmern zu Diensten sein muß."

Und mit diesen Worten öffnete der König die Thüre des Vorzimmers. Siehe, da lag einer seiner Leibpagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Im ersten Augenblicke durchzuckte Friedrich ein leichter Unwille; jede Fahrlässigkeit im Dienste war ihm verhaßt. Als er aber näher trat, um den Pagen zu wecken, beschwichtigte der kindliche Ausdruck des Schlafenden seinen Zorn und eben wollte er leise umwenden, als er in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier bemerkte; er zog es hervor und las es.

Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, der Folgendes enthielt:

„Lieber Sohn!

„Nur mit wenigen Worten meinen herzlichen Dank für die Unterstützung, die Du mir aus Deinem ersparten Gehalte übersandt hast. Gott wird Dir diese Liebe lohnen. Sei ihm treu, wie Deinem König ergeben, dann wird der Segen des Ewigen und der Deiner Mutter auf Dir ruhen und Deiner Zukunft Glück begründen."

Es war eigenthümlich, welchen tiefen Eindruck diese einfachen Worte und der so unerwartete Blick in zwei edle Herzen auf den König machten. Seine großen Augen glänzten freudig und doch war es, als ob sie sich zugleich leise feuchteten. Eine Minute noch betrachtete er den stillen Schläfer, dann ging er geräuschlos in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten und steckte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche.

Gleich darauf aber klingelte er in seinem Zimmer so stark, daß der Page entsetzt empor fuhr und, die Augen noch schwer, herbeieilte.

„Er hat wohl geschlafen?" — frug der König anscheinend streng.

Der Page war wie vernichtet. Er stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung und seine Verwirrung war so groß, daß er, einem leisen Drucke an der Seite unwillkürlich nachgebend, mit einer Hand in die Tasche fuhr. In dem gleichen Augenblicke aber ward er blaß wie der Tod, zitternd zog er die Rolle hervor und als er sah, daß es Gold war, fiel er, Thränen im Auge, vor dem Könige nieder.

„Was hat Er? — frug Friedrich.

„Ach, Ew. Majestät" — erwiederte der Page mit zitternder Stimme — „man will mich unglücklich machen; ich weiß bei Gott nichts von diesem Gelde!"

„So?" — rief Friedrich freundlich. — „Nun, ich will Ihm etwas sagen: wem es Gott gibt, dem gibt er

es im Schlafe. Schick Er's seiner Mutter, grüße Er sie von mir und versichere Er sie, daß ich für Ihn und sie sorgen werde."

Und mit diesen Worten ging der König in sein Schlafgemach.

Jugendfreundschaft.

Wenn wir, Kinder der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, jetzt auf die Zeiten zurückblicken, von welchen wir hier handeln, muß uns die Zahl lichter Sterne überraschen, die damals — eine große Zukunft versprechend — an dem literarischen und socialen Himmel der deutschen Nation aufgingen. Welche Menge bedeutender Namen, vertreten durch Männer und Frauen, hat uns doch die Erinnerung an jene Tage aufbewahrt! Namentlich aber glänzte gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts Berlin in dieser Beziehung, wo sich, wie natürlich mehr denn irgend sonst, die Nachklänge der Mendelsohn'schen Zeit und die Einflüsse des herrlichen, durch den königlichen Philosophen von Sanssouci herbeigeführten Geistesleben geltend machten.

Auch jene wunderbare zarte Mädchenerscheinung, die auf der Revue zu Spandau als unfreiwillige Wagenlenkerin das Staunen der Menge auf sich gezogen, war bestimmt, einst eine glänzende Rolle in den geistreichen

gesellschaftlichen Kreisen Berlin's zu spielen; wir sagen einst, denn um jene Zeit war ja dies Mädchen fast noch Kind. Und doch . . . bewies der Muth und die Geistesgegenwart, die sie hier zeigte, nicht schon im Voraus was Rahel, die Tochter des reichen, in Welt und Geschäften erfahrenen, durch Geist und scharfen Witz ausgezeichneten Levin Marcus einst werden würde?

Und welche Erinnerungen knüpfen sich an den Namen Rahel!

Die Mutter, eine sanfte, fromme und dabei muntere Frau, brachte nach mehreren zu frühzeitigen Niederkunften in Rahel das erste lebende Kind zur Welt, welches aber so klein und zart war, und so schwach schien, daß man dasselbe, in Baumwolle gehüllt, lange Zeit in einer Schachtel aufbewahrte. Rahel bekam in der Folge noch drei Brüder und eine Schwester. Bekannt davon ist der eine ihrer Brüder, der Dichter Ludwig Robert.

Schon in den frühesten Jahren erschien Rahel als ein außerordentliches Kind. Umgang und Spiel dienten statt eigentlicher Erziehung; eine vornehme Geistesrichtung waltete dabei in der Lebensart, den Beschäftigungen und Urtheilen vor. Nach des Vaters Tode sorgte die Mutter mehr für reellen Unterricht; allein, von Kindheit an durch ihre Natur zu selbstständigem Nachdenken und eigenster Auffassung hingetrieben, mußte Rahel Alles, was sie war und wußte, frei aus sich selbst erzeugen. Ueberlieferung durch Unterricht konnte ihr dagegen kein

Mittel der Erkenntniß sein. Um so tiefer, eigenthümlicher und überraschender war die Bildung, mit welcher sie später leitend, belebend und geistig anregend in die Gesellschaft eingriff. Nicht schul- und facultätsgelehrt, wie die Robde, nicht literarische Herrschaft ausübend und kritische Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des Göttinger Michaelis, während ihrer Verheirathung mit A. W. von Schlegel, die eigentliche Kriegsgöttin und Anschürerin der damaligen sogenannten romantischen Schule; nicht in vielfältigen äußeren Welterfahrungen gewiegt, wie Therese Huber; nicht durch sentimentales Blüthenentfalten weiblicher Gefühle beglückt und beglückend, wie Fanny Tarnow, ward Rahel in späteren Tagen, durch ihr betrachtendes Genie, durch das tiefe, umfassende Hervorbilden einer großen, menschlichen Entwicklung merkwürdig, ja erhaben. Die kleine, zarte Sylphide, die Alexander jüngst im Vorüberflug erschien, war, weil sie sich ganz allein, aus sich selbst entwickelte, im Sinne des Wortes eine Original-Persönlichkeit, ein durch und durch primitives Gemüth, das später, durch seine mächtige und unabhängige Entfaltung über den gewöhnlichen Lebens-Typus seiner ganzen Umgebung hinauswuchs. Freilich kam sie dadurch oft in schmerzliche Conflicte; aber sie wurde sich ebendarum auch selbst um so bewußter und klarer; und da sie zugleich in einem mannigfachen bedeutenden Umgange mit den Größten und Besten der Zeit

trat, die sich ihr in lebhaftem Ideenverkehr verbanden, so mußte, als sie erwachsen, ihre blendende und hinreißende Erscheinung folgenreiche Eindrücke hinterlassen, nach vielen Seiten Einfluß gewinnen und so mit dem, was sie still und eigenst nur in sich selbst hervorgebracht, auch wieder auf das Allgemeine fördernd zurückwirken.

Denn wer könnte die Einwirkungen berechnen, die von solchen unaufhörlich anregenden und angeregten Naturen ausgehen!

In die Selbstbekenntnisse großer und vielvollbringender Männer gehörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie oft bei ihren entscheidendsten Ausführungen, Umwandlungen und Gedanken der Berührung solcher hoher weiblicher Naturen verdanken, die die ganze Strömung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig mitfühlen und oft in der naiven Weise ihres inneren Ergriffenseins, Aeußerungen von sich ausgehen lassen, die sibylinischen Offenbarungen über die Zeit gleichkommen, die dem mit Thatkraft Begabten wunderbar die Flügel regen.

So war Rahel, und wohl hätte Niemand auf jener Revue geahnt, daß die muthige kleine Berlinerin einst noch die Freundin und Geistesverbündete eines Gentz, Friedrich von Schlegel, Novalis, Varnhagen von Ense, Prinz Louis Ferdinand, Jean Paul, Tieck, Steffens, Schleiermacher und der beiden Humboldt's werden sollte.

Und was hat Rahel nicht alles mit ihrem blitzenden

Geiste in diesen verschiedenen Lebenssphären gewirkt, angeregt und bestätigt! welche neue Keime durch tiefes Eingehen und Erkennen gepflegt und aufgezogen!

Um aber in unserer Zeit diese Erscheinung ganz zu begreifen, muß man die damaligen Verhältnisse im Auge behalten.

Die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt. Selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise war ein geschäftiges Literaturleben — wie man es jetzt gar nicht mehr kennt — eingedrungen. Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch große Geister ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um sich — wenigstens als Festgänger und Kranzwinder — zu betheiligen. Das Publikum bildete sich nach seinen Schriftstellern, und es war nichts seltenes, daß begabte Männer und Frauen systematische Bildung, nach dem Ideengange eines großen und hochverehrten Dichters in sich entwickelten. Auch hier artete die Begeisterung zwar oft in Schwärmerei und Sentimentalität aus; aber sie trug im Ganzen doch gesunde und köstliche Früchte. Es konnte denn auch kaum einen besseren Boden für tüchtige geistige Bildung geben, als diese Zeit. Was aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegenheit, Reichthum

und innere Wahrheit vielgestaltig unter den Deutschen bethätigt. In dieser Zeit wurzelten aber auch Wilhelm und Alexander von Humboldt; aus ihr ging Rahel, die geistige Thyrsus-Schwingerin der Zeitgedanken, hervor.

Und jetzt, jetzt... hatte ein zufälliges Wort des Königs die beiden jungen Leute der lieblichen Rahel nahe gebracht.

Wie sich von selbst versteht, konnte die Majorin von Humboldt dem wohlgemeinten Winke des Königs nicht entgegen sein; übrigens war von ihr und Kunth ein solches Uebersiedeln des Lehrers und der Schüler nach der Hauptstadt sogar schon besprochen und vorbereitet, um, durch die dort vorhandenen Mittel, den Unterricht weiter auszudehnen. Indeß ward die Ausführung allerdings durch Friedrichs Wort beschleunigt und der nächste Monat schon sah Wilhelm und Alexander mit Kunth in Berlin.

Jetzt aber ging es — nach der befohlenen Aufwartung in Sanssouci, die erfreulich genug ausfiel — mit großem Ernste an das Studium.

Wilhelm, der Aeltere, trieb vornehmlich die alten Sprachen und da er, wie sein Bruder, keine der dortigen Schulen besuchte, so wurden Hauslehrer genommen, welche Kunth wählte, um den Unterricht in den speciellen Fächern zu ergänzen. Im Allgemeinen hatten dabei beide Brüder die Lehrstunden gemeinsam.

Von Löffler *), damals Feldprediger des Berliner Gendarmen-Regiments, der bereits ein freisinniges Buch über Kirchenväter und den Neu-Platonismus herausgegeben hatte, empfingen sie Unterricht im Griechischen, und nach ihm setzte diesen Lehrzweig ein gewisser Fischer, vom grauen Kloster in Berlin, fort, der eigentlich als Mathematiker bekannt war, aber doch bedeutende Kenntnisse im Griechischen besaß. Das Talent für alles Sprachliche, was sich hier schon in Wilhelm bekundete, leitete, neben den classischen, auch bald auf den Unterricht in neueren Sprachen hin; während jetzt schon bei Alexander die Neigung für das Naturstudium scharf hervortrat und auf seinen Wunsch der junge Wildenow den weiteren Unterricht in der Botanik übernahm.

Kunth selbst strebte dabei immer mehr dahin, durch Privatvorträge seine Zöglinge auf eine würdige Weise in das künftige akademische Leben einzuführen; er engagirte sogleich Männer, wie Engel, Klein, Dohm und Andere, welche beiden Brüdern ausführliche Collegia über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft hielten**).

Namentlich vermochte Dohm — der in dem Departement des Auswärtigen angestellt war — tieferen Einfluß auf sie zu gewinnen. Der König selbst beauftragte

*) Löffler wurde nachmals Ober-Consistorialrath in Gotha.

**) Dr. Klenke: a. a. O. S. 23. Schlesier: a. a. O. I. Th. S. 18 u. f. f.

ihn durch den Minister von Schulenburg, den beiden Humboldt's und dem jungen Grafen von Arnim eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen zu halten, welche, in Form von Universitätscollegien, im Herbste 1785 ihren Anfang nahmen und bis zum Juni des folgenden Jahres dauerten.

Aber diese Collegien sollten ja noch eine neue schöne Lebensblühte treiben: Wilhelm und Alexander fanden in dem Grafen v. Arnim ihren ersten Jugendfreund.

Bis zu dieser Zeit hatten sich die beiden Brüder in ihrer gegenseitigen Freundschaft vollständig genügt, umsomehr als sie ohne weiteren Umgang mit Altersgenossen erzogen worden waren, und Eltern und Lehrer jede übrige Lücke in ihrem Herzen ausfüllten. Jetzt aber, mitten in der Residenz und dem großartigen Treiben der Hauptstadt, den Knabenschuhen entwachsen und in die schönsten Jahre des Jünglingalters tretend, machte das sich nach Innen und Außen erweiternde Leben doch andere Anforderungen. Beide blieben sich vollständig, was sie sich bis dahin waren; aber es trat nun das Bedürfniß, welches die Natur in jeder Menschenbrust begründet hat, hinzu ..... das Bedürfniß, ein gleichgestimmtes und gleichjunges, sich in Freundschaft oder Liebe anschließendes Herz zu finden. Bei so reich begabten nach allseitiger Ausbildung heißhungerigen Jünglingen machte sich aber auch das Gefühl geltend, daß sie fortwährend für ihre eigene geistige Thätigkeit und den frischen und fröhlichen

Wachsthum ihres inneren Lebens fremder Erweckung, Nahrung und eines regen Gedankenaustausches bedurften. Ihr Gemüth verlangte nach einer gleichnamigen Herzens- und Gemüthsstimmung, ihr Geist nach einer adäquaten, auf gleichem Alter, gleicher Stellung und gleichen Lebensansichten beruhender Denkweise.

Beides fanden sie in reichem Maaße bei dem jungen Grafen Arnim. Welches menschliche Herz wäre aber so arm, daß ihm das Hochgefühl einer ersten Jugendfreundschaft fremd geblieben? Und worin wurzelt dieses Hochgefühl? darin, daß Freundschaft — und namentlich Jugendfreundschaft — keine vorübergehende Aufwallung ist; sondern eine dauernde, der Tiefe des Gemüthes entspringende Stimmung unseres Wesens; eine unwillkürliche, in der Natur begründete Zuneigung gegen eine gleichgestimmte Seele. Freundschaft ist eine liebende Anhänglichkeit. Auch Alexander, so gut als Wilhelm, fühlte bald nach dem ersten Bekanntwerden mit dem jungen und liebenswürdigen Grafen v. Arnim, daß das wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung, daß der Freund sich selbst glücklich fühle, unter den Affecten, welche er uns einflößt, die Oberhand behalten müsse.

Der Umgang mit dem jungen Arnim machte sie glücklich, eben weil in ihm ein verhülltes Streben ihrer Naturen nach wechselweiser Beglückung lag. Und wie hätte dies bei den drei jungen Leuten nicht sein sollen? Was bei einer wahren und ächten Jugendfreundschaft

nothwendig immer vorausgesetzt wird, eine Ueberein-
stimmung des Geschmackes und der Verhältnisse, war hier ja vorhanden, so daß von allen Dreien ein Freund den anderen auf die Art glücklich zu sehen wünschte, wie er es selbst war. Wahre Freunde müssen in ihrer Natur, in ihren herrschenden Trieben, Aehnlichkeit mit einander haben und in einerlei Genuß zusammentreffen können. Wo dem anders ist, da bleiben die sogenannten Freunde nur treue Genossen.

Und welche Größe, welche Seligkeit liegt in einer solchen Jugendfreundschaft! In dieser Beziehung hat wohl Niemand ihren Werth für das Leben besser und schöner bezeichnet, als Jean Paul, wenn er ausruft:

„Was wird schmerzlicher und länger gesucht, als ein Herz? — Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglücke steht und sich erhebt: so streckt er die Arme nach der Freundschaft aus. Und wenn ihn die Ton-
kunst und der Mond und der Frühling sanft bewegen, so zergeht sein Herz und er will die Liebe."

Und ging es Wilhelm und Alexander nicht ebenso? Sie standen jetzt jugendfrisch, jugendscheu aber auch jugendwarm vor der Sphynx des Lebens und riefen: „Gib uns einen Freund!" — Und die Sphynx neigte bejahend das Haupt und hinter und über ihr glänzte es an dem Lebenshimmel der beiden Brüder wie Gold und Purpur, und über dem Worte Freundschaft stand, in

lichtem Rosenroth erglühend, auch noch das Wörtchen „Liebe!"

So spann sich denn zwischen den beiden Brüdern Humboldt und dem jungen Grafen Arnim ein gar schönes, ideales und inniges Verhältniß an, — ein Verhältniß, durch das sich alle drei gehoben und sowohl in ihren sittlichen, wie in ihren wissenschaftlichen Strebungen mächtig gefördert fühlten.

Es versteht sich von selbst, daß Arnim bald auch Mitglied des, von Wilhelm gestifteten, „Tugendbundes" wurde, wodurch sich das Band ihrer jungen und jugendlichen Freundschaft noch fester knüpfte.

Kunth gewahrte diese Gestaltung der ersten selbstständigen Lebensverhältnisse seiner Zöglinge nach Außen hin mit stiller Freude und auch die Mutter empfing die Nachricht davon mit hoher Genugthuung. Beide lebten ja selbst so recht eigentlich die schönste Zeit des Lebens mit den Kindern noch einmal durch. Die Majorin und Kunth waren glücklich, weil sie wußten, daß Wilhelm und Alexander jetzt die glücklichsten Menschen von der Welt seien: hatten sie doch schon, in dieser edlen Jugendfreundschaft und dem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, das Höchste ergriffen, nach welchem ein Mensch auf Erden langen kann, und ..... sie besaßen ja auch die Kraft, es festzuhalten. Nimmer ermüdende Arbeitsamkeit, Ringen und Streben nach Ausbildung, Freundschaft und Menschenliebe waren ihnen Religion

geworden, und nicht genug, daß das Leben und sein wilder Wogenschlag sie darin nicht störte, die Ideale ihrer jugendlichen Herzen führten in ihr eigenes Leben, Wesen und Treiben auch noch Güte, Milde, Klarheit und Wärme ein.

Eine Mädchenverschwörung.

In dem Hause des reichen Levin Marcus gab sich heute eine ungewöhnliche Bewegung kund, obgleich sich Herr Levin selbst, wichtiger Geschäfte halber, nach Potsdam begeben hatte und somit nicht anwesend war. Die überall herrschende Geschäftigkeit zeigte sich freilich auch von ganz eigener Natur: sie bestand in dem Winden von Blumenkränzen und Blumenguirlanden, dem Ausschmücken der Zimmer durch die prächtigsten Topfgewächse und die seltensten Pflanzen des Südens; in dem kunstgerechten Drapiren der Wände und Hauptpartien des großen Salons und ähnlichen Arbeiten, die unzweideutig auf ein noch heute abzuhaltendes Fest hinwiesen. Die Seele all' dieser Vorkehrungen aber war ein kleines, allerliebstes, elfenartiges Wesen: die Tochter des Hauses, Fräulein Rahel Levin.

Es war reizend anzusehen, wie die zierliche Sylphidengestalt dieses Mädchens, leicht und anmuthig, bald hierher bald dorthin eilte, um dies und jenes anzuordnen

oder verändern und verbessern zu lassen; aber es war mehr als dies, es war wirklich überraschend, mit welcher Feinheit des Geschmackes, mit welch' richtigem Blick und ästhetischem Sinn das noch so ganz junge Mädchen dies alles ausführte.

Wenn man freilich in dies liebliche Gesichtchen vom reinsten Oval blickte, um das die reichsten Locken in natürlicher Fülle mit unaussprechlicher Anmuth fielen, und neben der feinen zartgeformten Nase und dem kleinen kussigen Munde die ganz eigenthümlichen, halb verschleierten seelentiefen Augen beobachtete, deren bald freundlicher, bald wunderbar ernster Strahl wie ein Licht aus mährchenhaftem Wunderlande aufblitzte, — dann konnte es nicht mehr auffallen, daß sich hier bei so zarter Jugend so viel Geist und Geschmack zusammenfand.

Und doch lag auch wieder — obgleich um den kleinen Mund ein Zug von Witz und Schalkheit spielte, der einen angeborenen, dem Alter des Mädchens weit vorgeeilten Scharfblick verrieth — in Rahels Gesicht und Wesen die vollste ursprünglichste Kindlichkeit. So galt denn von ihr so ganz das Wort, das uns auch unter ihrem Bilde erhalten ist: „Die Einfalt schätz' ich hoch, der Gott hat Witz bescheert; die aber den nicht hat, ist nicht des Namens werth" *).

---

*) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Mit Rahels Bildniß. Von Varnhagen von Ense (Berlin 1834).

Und bald mit Witz und Schalkheit, bald mit sinnigen Bemerkungen und klugem Rathe feuerte Rahel jetzt die Arbeiter und Arbeiterinnen an, ihr Werk zu beschleunigen; denn die veranstaltete Feier galt dem Geburtsfeste des geliebten Vaters, der diesen Abend bei seiner Rückkunft von Potsdam mit all diesen Herrlichkeiten überrascht werden sollte. Die Mutter durfte sich dabei gar nicht bemühen: Rahel hatte es sich nicht nehmen lassen, das Ganze zu arrangiren und unter ihrer Aufsicht und Leitung ausführen zu lassen.

„So!" — sagte sie jetzt zu dem neben ihr stehenden Tapezirer, indem sie wohlgefällig eine künstlich angebrachte Nische an der Mitte der Hauptwand des Salons betrachtete, die aus einem Blumen-Wäldchen hervorwuchs und mit schwerem dunkelrothem Seidenzeuge maskirt war — „so! nun ist der Faltenwurf schön, malerisch und doch leicht."

„Ich bewundere Sie, Fräulein!" — versetzte der Tapezirer, der einer der geschicktesten Männer seines Faches in der Hauptstadt war. — „Ich glaube doch auch einigen Geschmack zu besitzen, wenigstens wird mir dies vielfach versichert und der Zuspruch der ersten Häuser macht mich daran glauben... aber... ich gestehe es Ihnen offenherzig, Sie haben mich hier übertroffen. Ihre Anordnung ist von überraschender Wirkung. Wer hat Sie das gelehrt?"

Rahel lächelte: „Gelehrt?" — wiederholte sie mit

einem leichten Schütteln des Kopfes — „ich meine das müsse in jedem Menschen liegen. Sie hatten die Drapirung sehr hübsch arrangirt, nur die eine Falte...."

„Ja, das ist es eben!" — rief der Meister eifrig — „gerade die eine Falte, die Sie angaben, gibt dem Ganzen eine gewisse malerische Vollendung. Es liegt Kunst und doch auch Natur darin. Sie können das nicht von sich selbst haben!"

„Nun denn!" — sagte die kleine Rahel freundlich — „so muß ich wohl mit den Blumen dort die gleiche Lehrerin haben, denn die verstehen, was schön ist, noch viel besser als ich. Ich fühle das Schöne unwillkürlich, und wo Etwas ist, das nicht so sein sollte, wie es ist, so thut mir das im Innern weh. Aber lassen wir dies jetzt, die Zeit drängt, in wenigen Stunden wird mein Vater hier sein."

„So ersuche ich Sie um Ihre weiteren Anordnungen."

„Bitte, lassen Sie jetzt den dort stehenden Socle aus Ebenholz in die Mitte der Nische stellen."

„Das sieht ja fast wie ein Altar aus?" — sagte der Meister, indem er durch seine Gesellen den Befehl der Tochter des Hauses ausführen ließ.

„Und es soll auch ein Altar sein!" — entgegnete Rahel.

„Ein Altar?"

„Ja, auf dem der Kunst gehuldigt wird."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, warten Sie nur noch wenige Augenblicke und es wird sich Ihnen Alles lösen. Steht der Socle ganz fest?“

„Wie eine Mauer.“

„Nun denn, Emmeran!“ — rief jetzt das Mädchen freudestrahlend, indem sie sich zu dem alten Hausdiener wandte — „so hole mir jetzt das Geschenk herbei, das ich für den Vater bestimmt habe. Aber um Gottes Willen vorsichtig!“

„Ich werde mich hüten, Fräulein, das kostbare Ding mit meinen alten Armen zu tragen,“ — entgegnete der Diener in vertrautem Tone — „wenn es mir entfiele...?“

„Aber, Emmeran!“ — rief Rahel — „Du bist ja so geschickt in Allem...“

„Na! die geschicktesten Arme werden alt.“

„O! Dir fehlt der Muth!“

„Es kostet ein horribles Geld und ist so schön...“

„Und da bist Du ein Hasenfuß und wagst es nicht anzufassen.“

„Fräulein...“

„Nun laß nur, Alter, ich hole es selbst.“

„Um keinen Preis.“

„Aber es muß doch hier in das Blumenwäldchen und auf das Piedestal. O es wird sich herrlich auf dem dunkelrothen Grunde ausnehmen.“

Und Rahel machte Anstalten zu gehen. Aber der Diener hielt sie zurück und rief:

„Sie wären beim Himmel so kühn ...“

„Laß mich, Alter!“

„Freilich, wer mit wüthenden Pferden kutschirt ...“

„Und sich umwerfen läßt!“ — rief Rahel lachend ... „der könnte hier mit dem Stier vielleicht auch umwerfen.“

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann ein, dessen Aeußeres auf den ersten Blick den angehenden Künstler verrieth.

„Das heiße ich zur rechten Zeit kommen!“ — rief Rahel ihm freudig entgegen. — „Wir sind eben im Begriff, das herrliche Werk Ihres Meisters hier aufzustellen. Aber unser Aller Verehrung für die Kunst ist so groß, daß Niemand es wagte, es anzugreifen.“

„Und mich sendet mein Meister gerade mit der Absicht, Ihnen dabei behülflich zu sein!“ — entgegnete der junge Mann mit höflichem Gruße.

„So lassen Sie uns an das Werk gehen.“

Der junge Bildhauer, der mit kaum zurückgehaltener Bewunderung seine Blicke auf der eigenthümlich schönen und anziehenden Erscheinung Rahels ruhen ließ, gehorchte in diesem Augenblicke fast mit Widerstreben.

„Nun?“ — sagte das Mädchen, ohne die leiseste Ahnung der Wirkung, die von ihr ausging.

Der junge Mann erröthete über und über; verbarg aber seine Verlegenheit durch die Untersuchung des Piedestales.

„Es steht fest!“ — sagte er dann und ging, das Werk seines Meisters zu holen.

„Jetzt Alle in das Nebenzimmer!“ — befahl die kleine schmucke Sylphide in heiterem Tone, — „bis mein Geschenk aufgestellt ist. Wenn ich rufe, könnt Ihr wieder kommen.“

Und Alle gehorchten freudig dem freundlich-gebietenden Worte der kleinen Zauberin.

Wie aber stieg die Verlegenheit des jungen Bildhauers, als er nun, eine prächtige Gruppe aus Alabaster sorgfältig mit beiden Händen tragend, wieder in den Salon trat, und sich mit dem reizenden Mädchen allein befand. Ein leises Zittern lief, wie ein elektrischer Schlag, durch alle seine Glieder. Es war in der That nahe daran und das Kunstwerk wäre ihm entsunken. Nur die kindliche Unbefangenheit, mit welcher ihm Rahel Levin entgegenkam, gab seiner leicht erregten Künstlernatur die nöthige Ruhe wieder; so daß das Geschenk der Tochter endlich glücklich an seinen Platz kam.

Als es fest und sicher stand, war Rahel vor Freude außer sich.

„Herein jetzt, Ihr Alle!“ — rief sie in die Hände klatschend — „und helft mir, den Meister und mich selbst bewundern; jenen, weil er ein so herrliches Kunstwerk schuf und mich, weil ich so gescheit war, ihn auf den Gedanken der Nachbildung dieser großen Antike zu bringen.“

Alles brach in laute Bewunderung aus, und in der That, die Alabastergruppe, reizend gearbeitet, trat auf dem Piedestal von Ebenholz und gehoben von dem dunkelrothen Hintergrunde und der das Ganze umgebenden Fülle von Blumen und Blüthen, überraschend schön hervor.

In diesem Momente öffnete sich abermals die Flügelthüre des Salons und zwei elegant gekleidete Mädchen, etwas älter als Rahel, traten ein.

„Johanna! — Henriette!" — rief die Tochter des Hauses und flog Beiden in die Arme.

Es waren Fräulein von Briest und Henriette Herz, Rahels intimste Freundinnen und Gespielinnen, dieselben, die auf der Revue zu Spandau die Unglücksfahrt mitgemacht hatten.

Nach der ersten Begrüßung zog Rahel auch sie zu ihrem Kunstschatze, und hier ging es den beiden Neuangekommenen wie den Andern, sie brachen in laute Bewunderung aus.

„Also meine Wahl ist gut?" — frug die Tochter des Hauses dann, in der Freude, es für den Vater so schön getroffen zu haben.

„Vortrefflich!" — riefen die Freundinnen wie aus einem Munde.

„Aber was stellt das Ganze vor?" — frug jetzt Henriette.

„Es ist eine Nachbildung der Gruppe des farnesischen Stieres im Kleinen!" — sagte Rahel.

„Da weiß ich so viel, als vorher!" — meinte Johanna. — „Laß einen Strahl Deiner Weisheit in unsere armen Häupter fallen und erkläre Dich näher."

Auch die Uebrigen drängten sich jetzt herbei, denn man wußte, daß man stets etwas Sinniges von Rahel höre, während des jungen Bildhauers Blicke entzückt an des Mädchens Zügen hingen, als wolle er seiner Kunst ein neues Ideal gewinnen.

„Der Gedanke, dem diese Gruppe entsprang," — sagte jetzt Rahel, indem sie Johanna umschlang und nach der anderen Seite hin ihr Köpfchen an Henriettens Schulter legte — „gehört der alt-griechischen Geschichte an."

„Die drei Grazien!" — lispelte der junge Künstler, nahm Bleistift und Papier aus der Tasche und fing unbemerkt zu zeichnen an.

„Unter des Kadmos Nachfolger" — fuhr Rahel fort — „war ein König Lykos, der in seinem Herzen einen unversöhnlichen Haß auf seines Bruders Tochter Antiope nährte. Darum ließ er sie in einen Kerker werfen, und erlaubte Dirke, seiner Gattin, die Antiope wegen ihrer Schönheit ebenfalls haßte, die Arme möglichst zu quälen. Das that denn Dirke auch nach Herzenslust, so daß es fast keine Qual auf Erden gab, die sie der unglücklichen Antiope nicht anthat."

„Die Grausame!" — rief Johanna.

„Endlich gelang es der Gequälten, aus dem Gefängnisse zu entfliehen; aber die böse Dirke verfolgte sie, und ließ sie, da gerade das Bacchusfust gefeiert wurde, überall in den Wäldern aufsuchen. Und siehe! Die Mänaden fanden sie und brachten sie zu dem Zethos und Amphion."

„Dem Sänger?" — frug Henriette.

„Freilich!" — entgegnete Rahel. — „Du siehst ihn hier bei der Gruppe; die Lyra zu seinen Füßen ist bezeichnend genug."

„Und wer ist die andere, den wilden Stier bändigende Figur?"

„Das ist Amphion's Bruder: Zethos. Beide waren nämlich, ohne daß sie es selbst wußten, Söhne des Zeus und derselben unglücklichen Antiope, die man ihnen gefangen überbrachte."

„Und sie kannten ihre Mutter nicht?"

„Bis dahin nicht; denn diese hatte sie einst als Säuglinge auf dem Berg Kithäron ausgesetzt; worauf sie von einem Hirten gefunden und aufgezogen würden. Amphion aber ward später von Apoll, der ihn lieb gewann, mit der Lyra und der Kunst des Gesanges und Spieles begabt."

„Aber ich begreife noch immer nicht, was alsdann der wüthende Stier bei der Gruppe soll!" — rief hier Johanna.

„Das sollst Du gleich erfahren!“ — meinte Rahel. „Er birgt symbolisch einen schönen Gedanken.“

„Das kann ich mir einbilden!“ — sagte Fräulein von Briest — „sonst würde meine liebe Rahel keinen Werth auf die Gruppe legen, so schön sie ist.“

„Also!“ — rief Henriette.

„Diesen Jünglingen,“ — fuhr Rahel fort — „hatten also die Mänaden die Gefangene übergeben, und da weder sie die Mutter, noch diese die Söhne erkannte, so war Zethos eben im Begriff, die Antiope wieder an Dirke auszuliefern, als sich glücklicherweise das Geheimniß durch den Hirten entdeckte. Da schwuren die Söhne die Qualen, welche ihre Mutter erduldet hatte, an der unmenschlichen Dirke zu rächen. Sie banden sie mit den Haaren an einen wilden Stier und ließen sie zu Tode schleifen.“

„Jetzt begreife ich die Sache!“ — rief Johanna. — „Der Meister hat den Moment aufgefaßt, in welchem die Brüder das wilde Thier mit aller Kraftanstrengung kaum mehr zu bändigen vermögen. Dirke, schon mit den Haaren an den Stier, der eben losbrechen will, geknüpft, fleht umsonst um Gnade.“

„Wie entsetzlich!“ — meinte Henriette.

„Aber doch groß gedacht!“ — fügte Rahel mit leuchtenden Augen hinzu. — „Das rächende Schicksal erreicht, freilich auf grausame Weise, die unmenschliche Dirke. Und hatte es sich, durch die Dirke an der Mutter gerächt

die ihre Kinder aussetzte, so übernehmen hier die Söhne der Vielgequälten für diese das blutige Rächeramt. Ob Königin oder Sclavin, das ist gleich, dem Verbrechen folgt das Verhängniß auf dem Fuße."

„Das ist allerdings ein großer und ernster Gedanke."

„Und dabei berührt mich immer das so ansprechend," — sagte Rahel — „daß der Mensch ein Bedürfniß fühlt, die großen Ideen, die in ihm liegen und die er in der Natur und im Leben ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzubilden. Darum verehre ich Kunst und Künstler so hoch."

„Wie wir Dich!" — rief Fräulein von Briest und umarmte und küßte die Freundin. — „Aber sage mir nur, wie alle diese Gedanken in Deinen Kopf kommen. Wir Anderen müssen uns, neben Dir, der Jüngeren, wahrhaftig schämen. Ich komme mir oft ganz albern vor."

Rahel gab, da die Uebrigen, außer Henrietten, den Salon verlassen hatten, der Freundin den Kuß zurück; dann rief sie mit der vollen Munterkeit eines jungen Mädchens:

„Das heißt, ich kann manchmal ein recht altkluges und langweiliges Ding sein, nicht wahr?"

„Rahel!"

„Nun, ich fühle es schon selbst!" — rief die Tochter des Hauses lachend — „aber wer kann für seine Natur! Ich mag hinsehen, wohin ich will, so kommen mir Ge-

danken, ob gut, ob schlecht, das weiß ich nicht. Aber eines weiß ich ..."

„Nun?"

„Daß Ihr eben mit mir Geduld haben müßt."

„Oder Du mit uns!"

„Ich will Euch übrigens auch gleich einen Beweis geben, daß ich ein Kindskopf sein kann. Wißt Ihr, an was ich am meisten in den letzten Tagen gedacht habe?"

„An das heutige Fest?" — sagte Henriette.

„Bah!"

„An des Herrn Voß neue Gedichte?" — rieth Johanna.

„Auch nicht."

„An das neue kostbare Kleid, das Dir der Vater jüngst geschenkt?" — meinte die Herz.

„Warum nicht gar."

„Nun denn?"

„An die Revue von Spandau."

„Sie hat Dich freilich zum Stadtgespräch gemacht. Ganz Berlin ist begierig, die heldenmüthige Rosselenkerin von Spandau kennen zu lernen."

„Um meiner zu spotten?"

„Im Gegentheil."

„Ich warf um, und uns alle Dreie in den Staub, da mag denn auch mein Ruhm, als Wagenlenkerin und Rossebändigerin, modern. Nein! Ich dachte an etwas ganz Anderes, was sich uns übrigens gerade in jenem unseligen Momente darstellte."

„Du willst Räthsel aufgeben."

„Ich will es Euch sagen, wenn Ihr mir die tiefste Verschwiegenheit versprecht."

„Wir sagen Niemanden ein Wort davon."

„Und spottet auch nicht über mich?"

„Ich glaube, das ist ein Spott über uns."

„Nun! wißt Ihr, an wen ich dachte? An die beiden prächtigen jungen Herren zu Pferde, die uns mit Doctor Heim zu Hülfe kamen."

„Ach!" — riefen Johanna und Henriette zugleich — „an die Humboldt's?"

„Ei!" — sagte Rahel überrascht — „wo wißt Ihr denn die Namen her?"

Die beiden Freundinnen errötheten bis in den Nacken; dann rief Henriette lachend: — „Fräulein von Briest interessirt sich ebenfalls für die jungen Herren . . . !"

„Warum nicht gar!" . . . rief die Briest, noch röther werdend. — „Ich interessire mich für keinen jungen Herrn. Ich wollte nur wissen . . . ."

„Freilich! . . . . Wißbegierde!" — versetzte Henriette neckend. — „Sie wollte nur wissen, wem das nette Gesicht des älteren der beiden jungen Reiter angehöre?"

„Und mir gefiel der jüngere besser!" — rief Rahel mit kindlicher Offenheit. — „Ich finde da nichts böses dabei. Beide haben etwas sehr Nettes in ihrer Erscheinung . . . . und Geist . . . . das habe ich denselben sofort angesehen."

„Der König soll viel auf sie halten.“

„Das ist ein gutes Zeichen: der macht sich mit Flachköpfen nichts zu thun. Mich haben sie aber in der That so wunderbar angezogen — namentlich der Jüngere — daß ich, ich gestehe es Euch ganz ehrlich, immer wieder an sie denken muß.“

„Wenn man ihnen nur näher kommen könnte!“ — meinte die Briest, indem sie auf's Neue erröthete.

„Kann sich ihnen denn dein Bruder nicht nähern?“ — frug Rahel.

„Es wird schwer halten!“ — versetzte Johanna nachdenklich. — „Aber halt! .... da fällt mir etwas bei.“

„Nun?!“

„Unsere Eltern haben ja beschlossen, daß wir Tanzstunde nehmen sollen. Außer meinem Bruder und dem jungen Graf Spiegel haben wir noch keine Herren!“

„Richtig!“ — rief Rahel leidenschaftlich. — „O das wäre herrlich, wenn wir die Humboldt's in die Stunde bringen könnten.“

„Aber wie?“

„Graf Spiegel kennt sie und kommt mit ihnen zusammen.“

„Vielleicht kann er die Sache einleiten.“

„Vielleicht? er muß können!“ — rief Rahel freudig — „die langweilige Wertherseele ist in mich verliebt; ich werde ihn so lange quälen, bis er die Sache in's Reine gebracht hat.“

„Und ich" — sagte die Briest — „stecke mich hinter meinen Bruder."

„Prächtig! prächtig!" — rief Rahel, — „das gibt noch dazu eine Verschwörung!"

„Ja! kommt, wir verschwören uns!" — sagte die Briest halb im Scherz, halb im Ernst."

„Eine Mädchen-Verschwörung!" — rief Rahel lachend — „wenn der König davon hört, können wir noch einmal nach Spandau wandern, aber nicht zur Revue, sondern à revoir!"

„Majestät wird nicht so ungalant sein."

„Der alte Herr macht mit dem schönen Geschlecht wenig Federlesen und versteht im Punkte der Verschwörungen keinen Spaß!" — rief Rahel. — „Aber Scherz bei Seite: wenn wir doch einmal Tanzstunde nehmen sollen und junge Herren dabei bedürfen, so laßt uns wenigstens darauf sehen, daß wir keine von den gewöhnlichen Jammernaturen aufoctroyirt erhalten. Ich meine, wir hätten mit dem jungen Grafen Spiegel, dieser personificirten Sentimentalität, genug. Die Humboldt's scheinen mir wenigstens Grütze im Kopf zu haben .... und lieb sind sie auch! Nicht war Johanna?"

„Das muß Fräulein Rahel Levin besser zu beurtheilen wissen!" — meinte die Briest, die heute aus dem Erröthen gar nicht herauskam. — „Rahels feinem Urtheil ordnen wir uns alle unter."

„So wollen wir suchen, die Richtigkeit meines Urtheils

festzustellen; dazu aber müssen wir unsere jungen Reiter genauer kennen lernen. Unsere Verschwörung geht also darauf hin: die Humboldt's, unter Aufbietung aller erlaubten Mittel, zu unserer Tanzstunde heranzuziehen."

„So sei es!" — „Einverstanden!" — riefen Johanna und Henriette und alle drei Mädchen legten mit komischem Ernste ihre Hände ineinander.

„Und damit fertig für heute mit den Kindereien!" — sagte jetzt Rahel. — „Die Zeit vergeht; in einer halben Stunde werden die Gäste und nicht viel später wird der Vater eintreffen. Ich freue mich in der That auf das Fest. Jetzt aber, ehe die Anderen da sind und uns mit ihrer Perrückenhaftigkeit und ihrem Zopf langweilen, sollt Ihr meine Anordnungen sehen. Ich denke, ich lege Ehre damit ein."

Und Rahel nahm beide Freundinnen an den Händen und begann ihre Inspectionsreise durch die allerdings reizend geschmückten Zimmer.

In einer halben Stunde kamen wirklich die Gäste: Madame Levin empfing sie in einem großen Gemache, der Haupttreppe gegenüber; aber .... merkwürdigerweise! .... es dauerte nicht lange, so bildete die kleine Rahel, ohne daß sie es selbst veranlaßt hätte, den Mittelpunkt der Gesellschaft. Witz, Laune und treffende Gedanken, — oft doppelt frappant durch das Kindliche, was ihnen beigemischt war — flogen aus diesem allerliebsten Lockenköpfchen wie leuchtende Raketen auf. Und doch lag so

gar nichts Unnatürliches in dieser geistigen Frühreife; ja das Naive derselben war so hinreißend, daß selbst die anwesenden erwachsenen und feingebildeten Männer die Nähe der kleinen Tochter des Hauses und ihr Gespräch suchten. Bei den Frauen freilich gab es, gerade aus diesem Grunde, des Nasenrümpfens gar viel; aber was kümmerte das Rahel, — sie bemerkte und ahnte es gar nicht und war glücklich, wenn sie nur in ihrem Elemente, einem geistig bewegten Gespräche, schwimmen konnte.

Auch als der Vater kam, blieb es so. Die herrliche Alabaster-Gruppe ward unter allgemeinem Beifall im Salon übergeben und brachte, durch die Wahl, Rahel eine Fülle des Lobes. Sie hörte wenig darauf; aber sie hing still beglückt am Halse des glücklichen Vaters.

Als man sich spät in der Nacht trennte und Johanna und Henriette von Rahel Abschied nahmen, lispelte diese den Freundinnen noch einmal in das Ohr: „Die Verschwörung nicht vergessen!“ Beide nickten bejahend, und bald darauf suchten drei kindliche Mädchenherzen, um ein scherzhaftes Geheimniß reicher, die süße Ruhe des Schlafes.

Vater und Sohn.

In dem Hôtel des Grafen Spiegel herrschte ein tiefes Schweigen, obgleich es schon ziemlich hoch am Tage war. Der alte Graf lag, nach einer lustig durchlebten Nacht, noch in den Federn und der junge Herr konnte den Lärm des gemeinen Lebens nicht leiden, vertrug ihn auch nicht, da sein Nervensystem sehr reizbar und er daher meist angegriffen war. Aus diesem Grunde bewohnte der siebenzehnjährige Godard von Spiegel denn auch denjenigen Flügel des Hôtels der nach dem Garten ging.

Schwärmte er doch auch für die Natur, wie es einem zartfühlenden Menschen, einem edlen, empfindsamen Herzen zukommt. Außerdem hatte ja auch seine gute, frühverstorbene Mutter diesen Theil des Hauses bewohnt, und so war es gewissermaßen eine fromme Huldigung, die der Sohn ihrem Andenken zollte, wenn er jetzt die gleichen Gemächer bewohnte, wo einst ihr Fuß gewandelt.

Der Abscheu Godards, mit dem rauhen Leben und seinen trivialen Erscheinungen zusammenzutreffen, war sogar so groß, daß ihm der Vater — der geradezu als das Gegentheil von seinem Sohne, als die handgreiflichste Lebensderbheit in Ansichten, Geschmack und Genuß erschien — einen eigenen Aufgang nach seinen Zimmern hatte bauen lassen. Denn so sehr der Alte, aus seinen Kriegsjahren her, auch noch Poltron war, so sehr er sich über seinen einzigen Sohn, den er nur die „Mondscheinseele" nannte, lustig machte, — Godard hatte ganz die Sentimentalität seiner Mutter, — so stand doch der alte Graf unter dem Willen des jungen Herren. Godard war eben das einzige Kind und der pensionirte General, trotz seines gräulichen Schnurrbartes und des im siebenjährigen Kriege angewöhnten Fluchens, seinem Kinde gegenüber, ein schwacher Mann.

Godard hatte übrigens bei dem Bau dieses Treppenhauses seinen ästhetischen Geschmack bewiesen, oder vielmehr durch den Baumeister beweisen lassen. Es war achteckig mit einer leicht und zierlich gewundenen Treppe, die auf der einen Seite ganz freischwebte. An den Wänden war eine Masse Säulchen in maurischem Style angebracht, die in duftigen Verzierungen ausliefen; zwischen denselben aber standen tropische Gewächse und Schlingpflanzen, die dem Ganzen einen zauberhaften Anstrich gaben, zumal das Licht von oben durch eine, aus

buntem, in brennenden Farben glühenden Glase zusammengesetzte Kuppel fiel.

Ebenso hingehaucht waren des jungen Grafen Zimmer. Der alte Herr, dem die Tabakspfeife nicht aus dem Munde kam, und der gern hinspuckte, wo es ihm beliebte: gleichviel ob auf einen kostbaren Fußteppich, einen eingelegten und gebohnten Boden oder auf den Estrich einer Kaserne, kam daher nie in dieselben.

„Mag die Fratzereien meiner Mondscheinseele gar nicht sehen!“ — sagte er dann wohl, wenn von den Gemächern des Sohnes die Rede war. — „Weiber mögen an dergleichem süßlichem Zeug Gefallen finden; wie aber ein junger Mann, ... wie ein Spiegel .... wie mein Sohn .....“

Ein „Himmel-Herr-Gott-Sacrament-Donnerwetter!“ schloß dann wie gewöhnlich den unvollendeten Satz; denn der alte Graf hatte die schöne, aber für das Verständniß dessen, was er sagte, allerdings sehr nachtheilige Gewohnheit, fast keinen Satz zu vollenden, oder doch das Ende in Flüchen zu ersticken.

In Betreff der Zimmer seines Sohnes hatte der General aber recht: sie glichen eher Damen-Boudoir's, als den Gemächern eines jungen Edelmannes, dessen Vater noch dazu unter Friedrich dem Großen gedient und den Pulverdampf von Molwitz, Striegau, Sorr und Kesselsdorf geschluckt hatte. Da wußte man freilich nichts von Frühstückzimmern, deren Tapeten von hell-

blauem Seidenstoff, deren Ameublement aus Rosenholz, deren Wände mit prachtvollen Kupferwerken geziert waren.

„Donnerwetter!“ — rief der alte General, als er das erstemal von dieser Einrichtung hörte — „Frühstückzimmer.... Seidenstoff.... Rosenholz.... bei uns that's eine Bauernkneipe oder auch unseres Herrgotts blauer Himmel. Eine Trommel war der Tisch und.... alle Bomben und Granaten....!“ und der Satz lief in fluchendes Gemurmel aus.

Aber wie viele Donnerwetter, Bomben und Granaten würde es erst geregnet haben, hätte der Alte das sogenannte Studirzimmer seines Sohnes gesehen. Hier hatte man die Wände mit rosa Seidenzeug bezogen, in welches silberne Blumenbouquets zierlich eingewoben waren. Consols trugen schöne kleine Marmorstatuen: die Venus, badende Nymphen und dergleichen vorstellend. Ein Papagei, durch ein silbernes Kettchen an seine Stange gefesselt, wiegte sich behaglich in seinem Ring. Prachtvoll geschnitzte Bücherschränke mit kostbar gebundenen, aber zumeist noch unberührten Büchern standen zu beiden Seiten, mit Etageres abwechselnd, die Hunderte von kleinen Nippsachen in Metall, Glas und Porzellan trugen. Ebenso war der Arbeitstisch, der in der Mitte des Zimmers stand, ein Meisterstück von eingelegter und geschnitzter Arbeit. Viel geschrieben mußte freilich an demselben nicht werden, denn er war wie neu, und das silberne Tintenfaß zeigte auch nicht einen schwarzen Fleck.

Godard trat eben aus dem Schlafzimmer in dies Gemach. Der junge Mann befand sich noch im Negligé, die zarten Glieder in einen seidenen Schlafrock gehüllt. Sein schönes, feingeschnittenes Gesicht war bleich, die Augen blickten schwärmerisch, ein wehmüthiges Lächeln spielte um den Mund; aber weder Blick noch Lächeln hauchte diesen Zügen Geist ein.

Der Graf mußte gelesen haben, denn seine Hand hielt noch ein kleines Buch, während sein ganzes Wesen Aufregung verrieth.

„Es ist doch ein wundervolles Buch, dieser Werther!" — sagte er jetzt mit einem tiefen Seufzer. — „Ich habe es jetzt gewiß schon zehnmal gelesen, und immer erfaßt und erschüttert es mich auf's Neue. Wenn ich den Herrn Goethe nur kennen zu lernen wüßte, er müßte mir verrathen wer die Lotte ist und wo sie jetzt wohnt. Ich möchte sie und des armen unglücklichen Werthers Grab doch gar gerne besuchen." — — —

„Verfluchter Schlingel!" — rief in diesem Augenblicke der pensionirte General von Spiegel seinem Diener zu. — „Siebentausend Schock Donnerwetter sollen Dich verzehren, warum weckst Du mich denn nicht. Soll ich vielleicht .... Kreuz-Element-Donner ....!"

„Halten zu Gnaden, Herr General!" — sagte der Angerufene, ein alter Soldat mit verbranntem Gesicht, eisgrauem Schnurrbart und einer gewaltigen Schmarre

Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehen; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrumente hervorquollen, und nur der himmlische Wiederhall aus dem reinen Munde zurückklänge. Ich widerstand nicht länger, neigte mich und schwur: nie will ich es wagen, einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geister des Himmels schweben .... Und doch .... ich will! — Ha! siehst du, da steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele .... diese Seligkeit .... und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen."

Godard sprang auf: „O Lotte, Lotte!" — rief er und seine Augen blickten schwärmerisch vor sich hin, als suche er ein geliebtes Bild.

Da lachte und schrie der Papagei laut auf und rief wie höhnend: „Lotte! Lotte!"

Godard trat zu ihm: „Nicht so, Papchen!" — sagte der junge Graf dann mit einem tiefen Seufzer. — „Sage: Rahel! Rahel!"

Aber der eigensinnige Vogel lachte wieder laut und spöttisch und rief: „Lotte! Lotte!"

Godard holte ein Stückchen Zucker, zeigte es dem Vogel und sagte: „Rahel! .... Rahel!"

Da drehte der Papagei den Kopf zur Seite, schaute seinen Herrn mit dem Auge schelmisch an und schrie: „Rahel! .... Rahel!"

Der junge Graf war entzückt, er nahm Papchen auf den Arm, küßte ihn, gab ihm ein zweites Stück Zucker mit dem Munde und erschöpfte sich in Lob über die Klugheit des Thieres. Papchen aber lachte wieder und rief: „Lotte-Rahel! Lotte-Rahel!"

In diesem Augenblicke trat ein reich galonnirter Diener ein.

„Was gibt es?" — frug Godard.

„Gräfliche Gnaden verzeihen, Herr Professor Curtius befindet sich im Vorzimmer."

„Was will er?"

„Es ist heute Mittwoch, gräfliche Gnaden."

„Und was ist damit?"

„Hochdieselben pflegen Mittwochs und Samstags um elf Uhr bei Herrn Professor Curtius Collegia über Staatswissenschaft zu hören."

„Ach so!" — sagte Godard mit großer Gemüthsruhe — „das hatte ich freilich vergessen. Wer kann auch immer an solche Lappalien denken."

„Und Sie befehlen?"

„Mein Gott! ich habe jetzt für Curtius keine Zeit.... ich bin nicht in der Stimmung .... sag' Er ihm .... ich wollte heute aussetzen."

„Zu Befehl, Ew. Gnaden!" — versetzte der Diener mit einer tiefen Verbeugung. Aber indem er ging lispelte er leise vor sich hin:

„Er sei heute nicht in der Stimmung! .... als

wenn er den Professor und alle übrigen Lehrer nicht fast jedesmal fortschickte."

Der Papagei hatte wieder einen solchen Lärm gemacht, daß Godard nicht nur die Bemerkung des Dieners entging, sondern man das widerwärtige Geschrei des Vogels selbst im anderen Flügel des Hotels hörte.

„Donner und alle Wetter!" — fuhr bei dieser ohrenzerreißenden Musik der alte General auf — „schreit das Vieh wieder, daß einem das Trommelfell . . . ! — Ich verstehe die Mondscheinseele von Sohn nicht: wälscht immer von dem Lärm des gemeinen Lebens, den er nicht ertragen könne, und die Bestie, die er im Zimmer hält, kreischt, daß einem . . . . Millionen Schock Bomben und Granaten!"

„Soll ich ihm den Hals . . . ?"

„Wem? meinem Sohn?"

„Halten zu Gnaden, dem . . ."

„Vieh?"

Der Diener nickte.

„Untersteh' Dich, Satan!" — rief der Alte. — „Godard ist so ein Schmachtlappen, wie sie jetzt zu Tausenden herumlaufen; aber er ist mein Sohn, und . . . Himmel Herr-Gott-Sacrament! Das kommt Alles davon, daß das Schwert . . . S'ist zum Teufel werden. Krieg ist die Bank, und wo kein Krieg ist, da . . . Bomben und Granaten, . . . Herwisch' . . . meine Pfeife!"

„Welche, Herr General, die mit dem . . . ?"

„Ja, die mit dem . . . ? . . . mit was? . . . Mach' doch das Maul auf und verschluck nicht Alles. Hast doch ein Beispiel an mir! Kannst Du nicht auch . . . Pulver und Blei!" . . . und es gurgelten noch einige unverständliche Flüche nach.

„Hier!" — sagte der alte Unteroffizier gelassen, indem er seinem Herrn eine gestopfte Pfeife reichte: — „die Mittwochspfeife . . ."

Der General schaute auf den Kopf, es stand „Mittwoch" darauf.

„Recht so!" — sagte er dann. — „Kannst auch! . . . — Herwisch verstand und zündete ebenfalls an und nun begann ein Qualmen, daß man in zehn Minuten die Hand nicht mehr vor den Augen sah. Dem Zimmer freilich schadete der Rauch nichts; es glich ohnedem einer Wachtstube. Obgleich aber das ganze übrige Hotel sehr elegant möblirt war, befand sich der alte Herr doch hier am besten.

„Was gibt's sonst heute Neues?" — frug der General jetzt, indem er behaglich schmauchend im Zimmer auf und ab ging.

„Der Intendant . . ."

„Kann mir's denken . . . Donner und Wetter! . . . schon wieder Rechnungen von . . ." und er deutete mit dem Kopf nach dem Flügel des Hauses, den sein Sohn bewohnte!"

„Zu dienen, Ew. Gnaden! . . ."

„Und für . . .“

„Professor Curtius: Staatswissenschaft... Dr. Henneke: Rechtslehre . . . Candidat Weihe . . .“

„Alle Teufel!“ — rief hier der General und blieb stehen. — „Der Kerl wird doch kein Pfaffe werden wollen, weil er . . . und nichts für Fechtstunde, Reitstunde? Nichts für tolle Streiche? . . . Na! . . . Schockmillionen-Donnerwetter, da, hab' ich's in meiner Jugend! . . . Aber, Herwisch! . . . ich will von dem Zeug nichts wissen, will mich nicht ärgern, will . . . der Intendant soll zahlen und mich mit der Hudelei verschonen, sonst . . . Bomben und Granaten!“

Der General ging wieder mit großen Schritten qualmend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Herwisch stehen und sagte:

„Wie geht's unserem alten Fritz?“

„Bergab geht's!“ — entgegnete der Unteroffizier mit finsterer Miene und strich seinen grauen Schnurrbart. — „Wird wohl bald die letzte Festung einnehmen; und dann . . .“

„Taugt die ganze Welt keinen Schuß Pulver mehr!“ — rief der General. — „Wir alten Kerls von ächtem Schrot und Korn passen schon jetzt nicht mehr in das sentimentale Gewinsel der neueren Zeit; es ist Alles . . . Mord und Todtschlag! . . . Wir waren kurz, derb, gradaus; aber jetzt . . . Bücherfuchserei, Poeterei . . .“

„Augenverdreherei, Frömmelei! ...“ – ergänzte Herwisch grimmig.

„Bei uns Manneskraft, Muth und kühne That...“

„Jetzt ...“

„Himmelherrgottsacrament! ... wenn meine Mondscheinseele den Pulverdampf von unseren Schlachten riechen sollte; wenn ... Herwisch! wenn unser alter, großer König die Augen zumacht ...“

„Bricht die ganze Geschichte zusammen und ...“

„Ich fürchte, ich fürchte, daß ...“

„Euer Gnaden sollen sehen ...“

„Weiß schon! hast ganz Recht, denn .... alle Wetter! ...“

„Es kann ja nicht ...“

„Nein, s' kann auch nicht! ...“

„Das Oesterreich, das Oesterreich, Sie wissen ja ...“

„Und Rußland? ....“

„Und wo sind die Männer in Preußen, wie wir sie bei Molwitz, Striegau und Kesselsdorf sahen; .... Zuckerpüppchen sind's jetzt, Männchen zum umblasen, und ...

„Herwisch! wenn der König geht ...“

„Ja, wenn er geht ...“

„Himmel-Millionen-Schock-Schwerenoth, dann! ... Herwisch, ... die Pfeife ist mir ausgegangen ... stopf neu und gib mir noch einen Bittern; ich muß ... Bomben und Granaten.“ – – –

In diesem Augenblicke trat der fein galonnirte Diener abermals in des jungen Grafen Gemach.

„Was gibt's schon wieder?" — frug dieser.

„Candidat Weihe, gräfliche Gnaden."

„Muß ich denn in meinen schönsten und edelsten Genüssen immer gestört werden?"

„Befehlen Ew. Gnaden, daß ich ihn abweise?"

„Ja!"

Der Diener ging, doch hatte er die Zimmerthüre noch nicht erreicht, als ihm Godard nachrief:

„Oder . . . laß Er ihn doch kommen!"

Der Diener verbeugte sich und eilte in das Vorzimmer.

„Weihe ist eine edle Seele!" — sagte jetzt der junge Mann. — „Er weiß zu fühlen, wie ich . . . er schwärmt, gleich mir und allen wahrhaft Gebildeten, für das herrlichste Buch der Zeit: für die Leiden des jungen Werther's und sein Herz blutet mit diesem Unglücklichen. Nur etwas gar zu fromm scheint er mir zu sein."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Flügelthüre und der Diener ließ Weihe eintreten.

Der Candidat war ein junger, langer und hagerer Mann, ärmlich gekleidet und von schlechtem Aussehen. Die Züge des blassen eingefallenen Gesichtes trugen das Gepräge religiöser Schwärmerei, dem jener Ausdruck der im Staube seufzenden Sündhaftigkeit nicht fehlte. Geist war hier wohl keiner zu suchen, doch hatte sich Weihe durch Fleiß schöne Kenntnisse angeeignet, die nur etwas zu

verwirrt in seinem Kopfe Platz gegriffen hatten. Godard gebrauchte den armen, mit den Sorgen des Lebens schwer ringenden Menschen seit Jahren: angeblich, um ihm bei seinen Studien zur Hand zu sein; in der That aber war es der Candidat, der schon früher Godard's sämmtliche Aufgaben fertigte und jetzt überhaupt Alles für den jungen Grafen besorgte, was mit dem geistigen Schaffen zusammenhing, welches von jenem gefordert wurde.

So war Weihe eigentlich Vorleser, Sekretär und geistlicher Rath des jungen Grafen Spiegel; und er war es aus edler Absicht, denn was er hier verdiente, wurde von dem Armen zur Erhaltung seiner drei jüngeren Geschwister verwendet, die er seit dem Tode der Eltern zu sich genommen und ernährte.

„Nun Weihe!“ — rief dem devot eintretenden jungen Manne Godard jetzt entgegen — „was führt Ihn heute so frühe zu mir?“

„Gräfliche Gnaden haben wohl vergessen, daß mich höchstdieselben gestern mit einem Auftrage zu beehren geruhten.“

Godard hatte Nichts gehört: „Ich kann nicht beten: Laß mir sie!“ — las er halblaut und mit bewegter Stimme in seinem Werther — „und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gib mir sie! denn sie ist eines Anderen. Ich witzle mich in meinen Schmerzen herum, wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen.“

Der junge Graf ließ die Hand mit dem Buche sinken, dann rief er mit Enthusiasmus:

„Göttlich! herrlich! unübertrefflich! diese Tiefe des Gemüthes und des Geistes.“

„Allerdings, gräfliche Gnaden!“ — sagte hier Candidat Weihe in bescheidenem, fast ängstlichem Tone — „aber doch etwas irreligiös!“

„Irreligiös?“ — wiederholte Godard mit mitleidigem Lächeln.

„Ich kann nicht beten! . . . das hätte der junge Werther nie sagen dürfen; denn beten soll und muß jeder Mensch, der nicht ewig verloren gehen will.“

„Weihe!“ — fiel hier Godard ungeduldig ein — „hat Er mir eben nicht Etwas sagen wollen?“

„Ja, gräfliche Gnaden! Ich wollte sagen: das Gebet . . .“

„Nicht doch! . . . Mir ist, als hätte ich Etwas von einem Auftrage gehört, den ich Ihm gegeben. Ich entsinne mich nicht mehr . . .“

Der Candidat neigte betrübt das Haupt und der Zug um seine Mundwinkel sagte: „Herr, erbarme dich unserer Sünden.“

„Nun?“ — rief der Graf mit unwilliger Miene.

„Es war Ew. Gnaden Auftrag an die jungen Herren von Humboldt's und ihren Hofmeister, in Betreff der Theilnahme an einem zu eröffnenden Cursus im Tanzunterrichte.“

„Richtig! richtig!" — rief Godard, aus dem Fauteuil, in dem er bisher gesessen, aufspringend. — „Die kleine göttliche Rahel Levin hat ja ihr Engelsköpfchen darauf gesetzt, daß die Beiden Theil an der Tanzstunde nehmen .... wo nicht .... will sie auch keinen Theil nehmen."

Der junge Graf Spiegel ging einige male im Zimmer auf und ab; dann blieb er in einer Fensternische stehen, nahm einen zierlichen Blumenstrauß aus einer kleinen chinesischen Vase, roch gedankenlos an demselben und sagte:

„Ich sollte eigentlich über dies Verlangen meiner süßen kleinen Lotte eifersüchtig sein .... und doch .... die bewußte Tanzstunde muß um jeden Preis zu Stande kommen! ..... Uebrigens" — fuhr Godard mit selbstgefälligem Lächeln fort, indem er an einem großen Spiegel vorüberging und einen flüchtigen Blick hineinwarf — „ich habe doch wohl diese beiden Landjunker nicht zu fürchten."

Er war mit diesen Worten bis nahe vor Weihe gekommen, was ihn daran erinnerte, daß er ja eigentlich das Resultat der Sendung noch gar nicht erfahren habe. Er frug also den Candidaten darum und dieser berichtete: daß der Hofmeister für die beiden Herren von Humboldt zugesagt habe, obgleich die jungen Herren, wie es ihm wenigstens geschienen, gar nicht so verlegen auf die Tanzstunde gewesen seien.

„Desto besser!" — dachte Godard und seine Gedanken waren bereits schon wieder bei der lieblichen kleinen Rahel, mit der er sich schon in den holdesten Verschlingungen des Tanzes erblickte.

Als er nach längerer Zeit zum klaren Bewußtsein des Augenblickes zurückkam, hatte ihn der Gedankengang wieder zu Werther's Lotte geführt. Er warf sich abermals in den Fauteuil, seufzte tief auf und winkte dann dem Candidaten das Buch zu nehmen und sich ihm gegenüber zu setzen.

„Les' Er mir das nächste Stück vor!" — rief hierauf Godard. — „Ich kann es zwar fast auswendig; aber meine Seele bedarf dieser Lectüre, wenn sie nicht verschmachten soll."

Der Candidat verneigte sich beistimmend, ohne jedoch ein Wort zu sagen, weil er den Vorwurf der Irreligiosität nicht wieder beibringen wollte und las:

„Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. O Schicksal! o Menschheit!"

„Gerade wie mir!" — murmelte voll Sentimentalität der junge Graf, indem er, tiefaufathmend, seinen blonden Kopf auf den linken Arm stützte.

Candidat Weihe las weiter:

„Ich gehe an dem Wasser hin, in der Mittagsstunde; ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naß-

kalter Wind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein.

Von Ferne sah' ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte und Kräuter zu suchen schien.

Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sahe ich in eine interessante Physiognomie, in der eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichs, als einen geraden guten Sinn ausdrückte.

Seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing.

Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suche?

Ich suche — antwortete er mit einem tiefen Seufzer — Blumen . . . . . und finde keine.

Das ist auch die Jahreszeit nicht, sagte ich lächelnd.

Es giebt so viele Blumen entgegnete er, indem er zu mir herunterkam. In meinem Garten sind Rosen und Jelängerjelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach und kann sie nicht finden. Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und

rothe, und das Tausendguldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden.

Ich merkte etwas Unheimliches und darum frug ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen?

Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht.

Wenn Er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen.

Das ist brav.

O sie hat viel andere Sachen, sie ist reich.

Und doch hat sie Seinen Strauß lieb?

O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone.

Wie heißt sie denn?

Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollen, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja, es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun .....

Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus.

Er war also glücklich? — frug ich.

Ach ich wollte ich wäre wieder so! da war mir es so wohl, so lustig, so leicht, wie einem Fisch im Wasser!

Heinrich! rief jetzt eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich! wo steckst du? wir haben dich überall gesucht, komm zum Essen!

Ist das Euer Sohn? — frug ich, zu der Alten tretend.

Wohl, mein armer Sohn! — versetzte sie. Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt.

Wie lange ist er so?

So stille — versetzte sie — ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er Niemand etwas; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter und stiller Mensch, der mich ernähren half, eine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen!

Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage:

Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei?

Der thörichte Mensch! — rief sie mit mitleidigem Lächeln — da meint er die Zeit, da er von sich war; das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte.

Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ sie eilend."

Der Candidat hielt einen Augenblick an. Es war ein ganz eigener, fast beängstigender Ausdruck, der jetzt in seinen Zügen lag: etwas selig Lächelndes und doch auch etwas Wirres, was wohl jeden Anderen, als den jungen Grafen, unwillkürlich an den eben beschriebenen

Wahnsinnigen erinnert hätte. Aber Godard schwamm in solcher Rührung, daß er im Geiste mit Werther der armen Frau die Hand drückte.

Als Weihe immer noch schwieg und stieren Blickes vor sich hinstarrte, rief er endlich:

„Nun, Candidat, les' Er weiter! Mein Herz ist so gepreßt, daß es zerspringen möchte. Es ist doch ein göttliches Buch, der Werther. Auf jeder Seite kann man in den tiefsten Gefühlen schwärmen und schwelgen. Wenn ich nur wüßte, wie er wirklich geheißen."

„Glücklich!" — murmelte der Candidat — „da er nichts von sich wußte."

„Weiter! weiter!" — rief Godard.

Weihe las: „Da du glücklich warst! .... Gott im Himmel! Hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen und wenn sie ihn verlieren? — Elender und auch wie beneide ich deinen Trübsinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verschmachtest! Du geh'st hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflücken .... im Winter .... und trauerst, da du keine findest, und begreifst nicht, warum du keine finden kannst. Und ich — ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. Du wähnst, welcher Mensch du sein würdest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf! das den Mangel seiner Glückseligkeit einem irdischen Hinder-

niß zuschreiben kann. Du fühlst nicht! du fühlst nicht! daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können."

„Göttlich! göttlich!" — rief hier der junge Graf Spiegel — „ganz mir aus der Seele gesprochen! Trage ich nicht auch in meinem zerstörten Herzen, in meinem zerrütteten Gehirne mein Elend, von dem mir alle Könige der Erde nicht helfen können .... sie! .... sie ausgenommen!"

Candidat Weihe blickte den jungen Mann bei diesen Worten erstaunt an:

„Sie, Herr Graf?" — frug er dann gedehnt. — „Versündigen Sie sich nicht gegen die Güte des Herrn! Was sollte Ihnen an Ihrem Glücke fehlen?"

„Ach!" — seufzte Godard — „viel, sehr viel!"

In diesem Augenblicke hub der Papagei wieder sein abscheuliches, gellendes Schreien an, das wie ein höhnisches Lachen klang und rief:

„Lotte! Lotte!"

Godard ward feuerroth: — „Dummes Thier!" — schalt er dann — „schweige!" Aber in seinem Herzen tönte es nach:

„Rahel! Rahel!"

„O, glücklich ist der," — hub der Candidat wieder an — „den Gottes Güte, so wie Sie, Herr Graf, mit allen Schätzen der Erde überdeckt hat."

„Er weiß nicht, was Er sagt!" — rief Godard empfindsam. — „Alle Schätze der Welt vermögen uns nicht glücklich zu machen, wo das höchste Gefühl der Seligkeit, wo die Blüthe irdischen Daseins, wo die Liebe fehlt. O! . . . ."

„Lotte! Lotte!" — rief der Vogel.

„Gewiß, gräfliche Gnaden haben Recht!" — sagte der Candidat mit Weihe. — „Die Liebe ist des Lebens Krone, und was sie für das Menschenherz ist, dies zeigt ja dies Buch unübertrefflich schön. Aber über der irdischen Liebe steht doch immer noch die Liebe zu Gott!"

„Allerdings!" — sagte Godard mit einem Anflug von Rührung — „aber sie muß sich erst an der irdischen Liebe emporranken."

„Die irdische wird aus der göttlichen geboren!" — rief hier mit Emphase Candidat Weihe und seine Augen erglänzten wieder in jenem beängstigenden Lichte. — „Darum kenne ich auch eigentlich nur zwei Bücher, die es werth sind, die Zeit zu überdauern."

„Und die wären?"

„Die Bibel und die Leiden des jungen Werther!"

Der Vogel schrie, indem er sich in seinem Ringe mit ausgelassener Lust schaukelte und mit den Flügeln wie besessen drein schlug, und hörte mit seinem: „Lotte! Lotte! Lotte!" — was ihm der junge Herr Graf bei Bisquit und Zucker gelehrt hatte — gar nicht mehr

auf. Godard schellte und befahl dem eintretenden Diener, das lästige Thier zu entfernen.

Der Lakai that es, während Papchen jetzt ein „Spitzbube!" über das andere rief.

„Er ist Schwärmer!" — sagte der junge Graf jetzt zu dem Candidaten.

„O, dann ist es eine süße Schwärmerei!" — rief dieser und seine Augen suchten den Himmel. — „Aber was ich in meinem an Sorgen, Noth und Kummer so reichen Leben an Seligkeit genossen, das sog ich aus diesen beiden Büchern, und das Ergebniß ist: das Höchste im Himmel und auf der Erde ist die Liebe. Nur wer in der Liebe ist, ist selig, und da Gott die höchste und reinste Liebe ist, so ist auch nur Derjenige wahrhaft selig, der bei Gott ist. Ja!" — rief hier der Candidat in seltsamer Ergriffenheit — „wissen gräfliche Gnaden, was mir für ein Gedanken kommt, so oft ich ein kleines Kind sehe? . . ."

„Nun!" — sagte Godard, dem es unbehaglich bei diesem Gespräche ward.

„Mir kommt dann immer der Gedanke: ob es nicht ein verdienstliches und gottgefälliges Werk sei, es um das Leben zu bringen!"

„Weihe!" — rief Godard entsetzt und erhob sich aus dem Fauteuil.

„Dann wäre es bei Gott, allen Sünden und Lastern der Erde überhoben" — rief der Candidat mit gefalteten

Händen und unheimlich leuchtenden Augen — „und den Englein des Himmels beigesellt!“

Der junge Graf ergriff rasch die silberne Schelle und klingelte heftig. Der Lakei trat ein.

„Der Kammerdiener!“ — herrschte er laut — „ich will mich ankleiden.“

Und mit einem leisen Kopfnicken gegen Weihe verließ er das Zimmer. Deutlich hörte man im Nebengemach den Papagei lachen und sein „Lotte!“ — „Lotte!“ rufen. — — —

Der alte General hatte sich unterdessen mit Hülfe seines treuen Herwisch angekleidet, die üblichen zwei Frühstückspfeifen waren beiderseits geraucht und nun kam der alltägliche Spaziergang.

„Und wo wollen wir heute?“ . . . — frug der General.

Herwisch verstand ihn schon, auch ohne daß das „hingehen“ nachfolgte.

„S'ist Mittwoch!“ — sagte der Diener und strich sich den langen grauen Schnurrbart. — „Ich denke der erste Gang . . .“

„Hast Recht, Alter. Die Jahre schwächen mein Gedächtniß, und . . . alle Donner und Wetter . . . so Etwas sollt' ich nicht vergessen. Mittwochs Morgens Besuch bei den noch in der Hauptstadt lebenden Invaliden von Molwitz, Striegau, Sorr und Kesselsdorf, um . . . Himmel-Schwerenoth . . .“

„Na!“ — rief Herwisch freudig — „nu haben der

Herr General auch mal Etwas verschluckt: um die alten Tapfern durch den Besuch zu erfreuen und nachzusehen, ob ihnen Nichts abgeht; denn ..."

„Halt's Maul, alte Base!" — brummte der General. — „Ist das nicht meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit? Für was hat mir denn Gott den Plunder ... Kreuz-Schwerenoth-Millionen-Schock-Donnerwetter! ..."

„Na, nur immer geflucht!" — sagte Herwisch ruhig — „S' gibt doch keine bessere Seele als ..."

„Hast Du eine Rolle Geld eingesteckt, damit wir ..."

„Wie immer. Es wird schon ..."

„Nicht zu wenig? damit ... Bomben und Granaten! ..."

„Alles in Ordnung."

„Nun, so komm, denn ..."

Aber der General blieb bei diesen Worten plötzlich stehen und seinen Diener an einem Knopfe seines alten, abgetragenen militärischen Rockes fassend, sah er Herwisch schmerzlich an und sagte:

„Alter! der Gang fängt mir an sauer zu werden. Ich weiß nicht ... alle Million-Kreuz-Schwerenoth! ..."

„Halten zu Gnaden, Herr General, so will ich's allein ..."

„Esel!" — rief der Alte — „meinst Du wegen ..." und er deutete auf die Füße.

Der Diener nickte.

„Bist ein Narr!" — rief der Graf — „die gehen noch mit; aber ... Potz Blitz und Granaten! ..."

„Weiß schon!“ — versetzte der Unteroffizier und seine Stimme ward etwas unsicher. — „Von wegen der großen Armee da drüben. S' wird immer...“

„Lichter unter den Wenigen!“ — brummte der General. — „Und das will mir schier das Herz... Himmel-Kreuz-Schwerenoth, Kerl, ich glaube, Er hat da was im Auge schwimmen. Laß er mich... oder es soll Ihn... ein alter Soldat... Heiducken-Sacrament!...“

„S' war nur ein versteckter Nieser!“ — sagte Herwisch verlegen; obgleich er auch bei dem General etwas ähnliches gesehen zu haben glaubte.

„Nà!“ — rief der General — „es thut einem immer leid, wenn so Einer nach dem Andern dem letzten Appel folgt. Wer weiß... Donner und's Wetter!...“

Und der General ging bis zur Zimmerthüre; hier aber blieb er plötzlich noch einmal stehen und rief mit commandirender Stimme:

„Halt!“

Herwisch stand wie eine Mauer.

„Linksumkehrt!“ — rief der General.

Der Unteroffizier gehorchte.

„Vorwärts marsch, nach meinem Pult und noch eine...“

Herwisch marschirte festen Schrittes auf den Pult seines Herrn zu, griff in die Tasche, zog den Schlüssel, den er seit Jahren bei sich führte, heraus, öffnete und

nahm noch eine zweite Geldrolle, die er dann ruhig einsteckte.

„Recht!" — sagte der Alte. — „Niemand kann wissen, wenn der Tod auch für uns zum Abmarsch bläſ't. Es wird gut sein ... Bomben und Granaten ..."

Aber jetzt fühlte sich der alte Diener doch zu tief ergriffen, um seine innere Bewegung länger zurückzuhalten: „Herr!" — rief er daher und jetzt funkelten wirklich ein paar helle Thränen in seinen Augen. — „Gott mög' es Ihnen lohnen, Sie sind der edelste ..."

„Dummheit!" — rief der General. — „Ein Schurke ist der, dem Gott Reichthum gegeben und der ihn nicht anwendet, auch Andere zu beglücken. Komm, und wenn ein altes treues Heldenauge heute freudig aufblitzt, dann ... alle Herr-Gott-Himmel-Sacrament-Donnerwetter! ..."

Und während der General und sein Diener abrückten, grollte ihnen noch ein Halbdutzend Flüche wie ferner Kanonendonner nach.

Die Tanzstunde.

Der Tanz ist sicher eine der ältesten Künste der Welt, und Simonides — einer der größten lyrischen Dichter zur Zeit der höchsten Blüthe des politischen und literarischen Lebens in Griechenland — nennt ihn sehr schön: eine stumme Poesie. David tanzte vor der Bundeslade, wie Ludwig der XIV. im Ballet; Sokrates, den doch das Orakel den Weisesten der Weisen nennt, lernte von Aspasia tanzen und selbst in Xenophons Gastmahl wird getanzt. Der hohe Orden des blauen Hosenbandes wurde tanzend gestiftet; Thiere tanzten, der Sage nach, wenn Amphion seine Leyer schlug; wie die Sphären, Sonne, Mond und Sterne nach des Dichters Lied; in der heiteren Lust des Weines tanzt sogar der Greis noch, bis zuletzt Alles mit ihm tanzt, und wer kennt die berühmten Todtentänze des Mittelalters nicht, in welchen weder Kaiser noch Papst, weder König noch Bettler, weder Reich noch Arm, weder Mann noch Weib dem letzten Tänzchen mit Freund Hain entgeht.

Die Alten kamen zusammen und tanzten, weil sie froh waren; wir tanzen, um froh zu werden. Wie tief aber das Tanzen in der Natur des Menschen begründet ist, beweisen am schlagendsten die wilden Völker. Sie mischen überall Tänze ein. Ist ein Krieg erklärt, so äußern sie ihre Freude darüber durch den wilden Kriegstanz, und opfern sie den Göttern oder feiern sie einen Sieg oder sonst ein Fest, so geschieht es durch eigene bezeichnende Tänze. Ist Einer krank, so schreibt ihm der Priester einen Tanz vor, und ist der Kranke zu schwach, so tanzt der Priester für ihn, wie er für uns .... trinkt.

Nur wenige Töne einer heiteren Musik und das kleine Mädchen, das noch mit der Puppe spielt, fängt mit dieser zu tanzen an! Nur wenige Töne einer heiteren Musik ..... und unsere Füße bewegen sich unwillkürlich rhythmisch mit!

Aber der Tanz, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, ist noch mehr: zählt er doch alsdann in der That unter die Künste. Er wird dann zu der Kunst, nach gewissen rhythmischen Gesetzen die Füße und den Körper schön und gracieuse zu bewegen.

Er unterscheidet sich alsdann von der Mimik und Pantomimik dadurch, daß jener nicht in zufälliger Willkür der Bewegung, sondern in streng taktmäßiger Abgemessenheit besteht. Er gehört ferner zu denjenigen Künsten, welche in Zeit und Raum zugleich dargestellt werden und zu dem Maße der Bewegung die Art und

Weise, die Qualität derselben hinzunehmen. Wenn ursprünglich jede Bewegung unwillkürlich uns anspricht, so muß es vornehmlich diejenige, welche in einer schönen geregelten Form uns entgegentritt.

Doch wäre die Bewegung allein noch nicht Kunst, da das Wesen der Kunst stets in der äußeren Darstellung von etwas Innerlichem, Geistigem, Göttlichem besteht. Auch der Tanzkunst, als wahrhafter Kunst, liegt daher etwas Geistiges zu Grunde: eine Reihe von Empfindungen, in deren Folge die menschliche Phantasie eine Reihe schöner Stellungen und rhythmisch-geregelter Bewegungen des Körpers schafft.

Dies alles kann nun freilich von den Tänzen unserer Zeit und unserer Salons nicht gesagt werden, da Tänze, wie Walzer, Galoppade, Polka u. s. w., in der That nichts als eine geistlose Regelmäßigkeit der Körperbewegung sind, bei welchen, selbst die Schönen, gleich den Mänaden oder Bacchantinnen rasen, nur daß sie statt des Thyrsus das Taschentuch schwingen, um den Schweiß zu trocknen und endlich athemlos niederzusinken.

Ganz anders war dies übrigens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich in den achtziger Jahren, in welchen sich nach allen Seiten hin die Macht der Empfindung und das Schaffen der Phantasie ungewöhnlich stark offenbarte. Die allgemein herrschende Sentimentalität, die pedantisch-süßliche Kurmacherei, das Zopf- und Reifrockwesen charakterisirte sich vorzüglich in

dem zierlichen Menuet, diesem wunderschönen Sinnbilde der Philosophie, bei dem man nach hundert Touren und zierlichen gelehrten Pas, doch immer wieder . . . . auf den alten Fleck kommt. Aber das Streben jener Zeit nach Gefühl und Gefühlsausdruck, nach Erregung der Phantasie und ihrem in das Lebentreten in schöner Form, durchgeistigte auch damals den Tanz und erhob den Menuet zu einem wirklichen Kunstgebilde.

Tanzen, schön tanzen, den Menuet ausgezeichnet tanzen, gehörte daher damals par excellence zum Anstand und bon ton.

Niemand von Bildung konnte sich hier ausschließen, und wer von den jungen Leuten und namentlich von den jungen Damen hätte dies denn auch gewollt?

O! die ersten Tanzstunden sind ja mit die ersten duftigen Blüthen in der Frühlingszeit des Lebens. Die Poesie der Jugend überschüttet sie mit dem Zauber der Neuheit und jener seligen, keuschen Liebesahnung, die sobald in den Stürmen des Lebens verweht und deren Rückkehr wir in späteren Jahren oft mit Thränen erflehen möchten!

Davon ahnten freilich Wilhelm und Alexander von Humboldt nichts. Ihre Erziehung war im Ganzen zu ernst, ihr Streben und Wesen zu still und tief gewesen, als daß sie sich nach Vergnügungen, wie der Tanz, hätten sehnen sollen. Jetzt nahmen sie die Betheiligung an dem Tanzunterrichte auf Kunth's Wunsch und Rath als eine

Nothwendigkeit im Bereiche der gesellschaftlichen Ausbildung und als eine gesunde körperliche Uebung an.

Aehnlich dachte Rahel Levin, für die das Interesse an dem erwähnten Unterrichte nur dadurch wuchs, daß er ihr eine Annäherung an die beiden netten jungen Leute, die sie auf der Revue von Spandau in einer so eigenthümlichen Lage zum erstenmale gesehen, verschaffen sollte. Bei der Briest und dem jungen Grafen Spiegel wirkten schon tiefere Motive; bei Johanna's Bruder aber, der, trotz seiner Jugend, schon weit in die unterirdischen Laufgräben des sinnlichen Lebens gerathen war und unter dem oberflächlichen Schliff der sogenannten feinen Welt ein verdorbenes Herz barg, gab das lüsterne Verlangen, auf erlaubte Weise in intime Berührung mit schönen Mädchen zu kommen, den Ausschlag. Wo Godard in Sentimentalität seufzte und schwärmte, spottete der junge blasirte Diebold von Briest, den die Empfindsamkeit der Zeitrichtung bei seiner sinnlichen Natur nur zu schnell dahin gebracht hatte, reelle Empfindungen allen Phantastereien vorzuziehen.

„Bah!" — hatte Diebold gegen die liebliche Rahel geäußert, als diese im Anfang keine Lust zeigte, sich dem Unterrichte anzuschließen — „tanzen gehört ja zum bon ton!"

„Was ist bon ton!" — entgegnete Rahel lächelnd. — „Es gibt ein Sprichwort das heißt: Quand le bon ton parait, le bon sens se retire."

„Sie sind eine kleine Verrätherin an der feinen Welt!“ — hatte Diebold darauf spöttelnd gesagt. — „Guter Ton ist ein mystischer Begriff, zu dessen Vorrechten gerade mitgehört, niemals zu definiren und nie definirt zu werden; höchstens läßt sich sagen, was er nicht ist!“

„Da mögen Sie recht haben!“ — rief hier Rahel. — „So viel ich wenigstens davon verstehe, die freilich die Nase noch wenig in die Welt gesteckt hat, so kommt es mir fast vor, als ob bon ton in dem Umgange nicht Witz, in den Sitten nicht Höflichkeit, in der Aufführung nicht Geschicklichkeit, aber von allem dem Etwas sei.“

„Sie sind auf dem besten Weg, den Nagel auf den Kopf zu treffen!“ — entgegnete der junge Briest lachend, indem seine Blicke die zierliche Gestalt Rahels gierig verschlangen. — „Der bon ton kommt eigentlich nur Leuten von einem gewissen Range zu, die auf eine gewisse Art leben, mit gewissen Personen umgehen, die gewisse Tugenden nicht haben, aber gewisse Laster, hof- und stiftsmäßige, l'hombrefeste, theewasserdichte, ... Leutchen mit Bändern, Orden und Conversationsbrillen; Damen von ....“

„Und ich glaube“ — fiel hier Rahel ein — „daß es zum bon ton gehört, gerade hier abzubrechen. Das Seiltanzen ist eine halsbrechende Kunst und die des bon ton ganz gewiß eine charakterbrechende.“

„Kann sein!“ — sagte Diebold spöttelnd — „aber

ohne Komödiantenstreiche und Seiltänzerkunststückchen kann nun einmal die „gute Gesellschaft" nicht bestehen, wie es ja auch zum bon ton gehört, Wärme und Theaterfreundschaft zu heucheln .... während man die größte Kälte im Herzen trägt."

Es war ein gewisser eisiger Hauch, der für Rahel immer von Diebold ausging und bei allen seinen Reden und Scherzen, Artigkeiten und Plattheiten ihr Herz wie erkältend berührte. Auch bei diesem Gespräche ging es so. Sie schwieg und zog sich aus der geistig und sittlich erkältenden Sphäre zurück. Auch in der Tanzstunde that sie dasselbe, so oft sich ihr Diebold nahte, der ihr sichtlich den Hof machte. Aber er war ja nicht der einzige Anbeter Rahels! Fast schrecklicher noch ward ihrer gesunden einfachen Natur der junge Graf Spiegel, der sie mit seinem schmachtenden und liebegirrenden Wesen fast vertrieben hätte.

Nur zwei Menschen hielten sie in der Tanzstunde — denn Unterricht bedurfte sie auch hier nicht, da ihr ursprüngliches Wesen wie von der Natur schon von vornherein in alle Mysterien der Tanzkunst eingeweiht schien — und diese beiden Menschen waren, der jüngere von Humboldt und der Tanzmeister. Letzterer freilich gab nur die komische Figur ab und die Zielscheibe für Rahels Witz. War er doch unvergleichlich mit seinem: „Que de choses dans un Menuet!" oder: „Monsieur, vous sautez! O! on ne danse qu'en France!"

Monsieur Ravage, Professeur de danse, war dabei der Typus eines Tanzmeisters und eines Franzosen: unstät, unruhig, immer zwischen Zuviel und Zuwenig hin und her schwankend, ein wahrer Repräsentant der bei ihm bis in's Lächerliche gehenden Ueberfeinerung, der Eitelkeit, Eigenliebe und Artigkeit. Auch das Windbeutliche der Franzosen hatte er ganz und jene compromitirende Zuversicht bei einer erschreckenden Oberflächlichkeit und Leere des Kopfes.

Wie oft doch lachte Rahel über ihn und flüsterte Johanna oder Henriette zu:

„Wie recht hat doch Jean Jacques, wenn er sagt: „Le premier mérite est de bien babiller; on est dispensé de penser, pourvu qu'on parle! *)

Unaufhörlich ging es bei ihm: „Il n'y a que le premier pas qui coute!" — „Toujours va, qui danse!" („Wer tanzt, kommt vorwärts!" Das berühmte Wort, auf welches hin der Fürst von Ligne auf dem Wiener Congreß das noch berühmtere Witzwort machte: „Le Congrès danse, mais il ne vas pas!" — „Der Congreß tanzt, aber er kommt nicht vorwärts.")

War aber Monsieur Ravage in rosiger Laune, so sang er wohl mit seiner fadendünnen Stimme ganz leise und zart, indem er mit den beiden Händen den Tact zum Tanze schlug:

*) Als erstes Verdienst gilt: gut zu schwätzen; man braucht nicht zu denken, vorausgesetzt, daß man schwätzt.

„Ce monde n'est qu'un grand bal,
Chacun s'y masque bien ou mal,
D'une vaine parade,
Et bon, bon, bon,
S'y méprend-t-on!
Ce n'est que mascarade!“ *)

Wie sich von selbst versteht, war diese Figur ein köstlicher Fund für Rahels Witz und Laune; da aber Witz und Laune, die beiden Haupthebel in der Welt des Lächerlichen sind, so kann man sich denken, welche köstlichen Früchte der reichen und reizbaren Einbildungskraft Rahels sie hier trieben.

Bald herrschte bei jeder dieser Zusammenkünften, die unter den Augen von Johanna's Mutter stattfanden, ein so köstlicher, jugend-frischer Humor, ein so heiteres, von Rahel Levin, Henriette Herz und der Briest ausgehendes und von den beiden jungen Humboldts, sowie von Diebold erwiedertes geistiges Leben, daß diese Zusammenkünfte Allen von Stunde zu Stunde lieber wurden. Der Witz ist ja ein Kind, das zwischen Rechenpfennigen und Dukaten keinen Unterschied macht, wenn er sich nur ergötzen und spielen kann; Witz gedeiht nur in freier

---

*) „Die Welt ist nur ein großer Ball,
Stets sind maskirt die Menschen all
Zur eitelsten Parade.
Gut ist es doch,
Täuscht man sich noch:
S'ist doch nur Maskerade!"

und sorgenloser Stimmung, wenn das Gemüth ruhig und von keiner wirklichen Leidenschaft zerrissen ist; wo hätte er daher ein besseres Feld, als in diesen jugendlichen, noch so ganz unverdorbenen Herzen finden können? Nur bei Diebold von Briest ward er manchmal zum schneidenden Messer und zum vergiftenden Biß der Schlange.

Darum aber kümmerte sich alsdann Niemand, und so bildeten die Tanzstunden — in deren Verlängerung oft noch sehr nette Gesellschaftsspiele, wie Charades en action, mit Geist ausgeführt wurden — die hellleuchtenden Sterne in dem damaligen Jugendleben aller dieser jungen Leute.

Und doch war dies nur die leicht bewegte, sonnenbeglänzte Oberfläche des hier so frisch und freudig strömenden Lebens: in seinen Tiefen regten sich noch ganz andere Dinge, riefen die leise aufkeimenden Leidenschaften in den jugendlichen Gemüthern die süßesten Ahnungen, Seligkeit und tiefe Schmerzen wach. Das Leben mit seiner größten Frage pochte ja schon hie und da an; die räthselbrütende Sphynx fing an, ihr Haupt zu erheben. Daß der junge empfindsame Graf Godard von Spiegel in Rahel seine „Werther-Lotte" sah, und die Arme mit seinen verliebten Blicken und schwärmerischen Huldigungen fast zur Verzweiflung brachte, wissen wir. Vergeblich schoß sie ihres Witzes, ihres Spottes Pfeile auf ihn ab, der Panzer seiner Sentimentalität war undurchdringlich und seine sehnsüchtig-schmerzliche Liebe zu Rahel

wuchs, je mehr sie ihn zurückstieß. Schneller fertig ward sie mit Diebold von Briest, dessen oft kecker und lasciver, wenn auch unter den Formen des Anstandes verborgener Annäherung sie eine solche Kälte entgegensetzte, daß Diebold, der schon tiefere Blicke in das Leben gethan hatte, gar bald wußte woran er war. Dieses Zurückstoßen aber schlug nun in ihm, wie in allen solchen Naturen, von einem Extrem in das andere über: die leidenschaftliche Zuneigung verwandelte sich in Bitterkeit und diese in Haß gegen denjenigen, der ihm dies Herz entführt. Diebold von Briest war indessen klug genug, einzusehen, daß er Rahel nicht über Godards Bewerbungen verloren. Er erkannte recht gut den Grund ihrer Abneigung gegen ihn in der Reinheit ihrer Seele; da ihn diese Seelenreinheit aber ärgerte, so nahm er sich vor, sie — wo und wie nur immer möglich — zu untergraben, zugleich aber Denjenigen zu verderben, dem das holde Mädchen seine unschuldige Neigung zuwenden werde. Für diesen erkannte sein scharfer Blick aber gar bald den jüngsten der beiden Humboldts.

Und in der That! Rahel fühlte sich von Alexander von Humboldt angezogen, sowohl seinem äußeren als inneren Wesen nach. Die wirklich liebenswürdige Bescheidenheit und Güte des jungen Mannes, die auch so ganz dessen gemüthlich-freundlichen Zügen entsprach, sein genialer heller Blick, die Schärfe seines Verstandes, die Klarheit und Schönheit, mit welcher er sich auszudrücken

wußte, und die heitere, humoristische, ja schalkhafte Laune, die sich oft bei all seinem sinnigen Ernste — namentlich in diesen Stunden — geltend machte, gewann ihm rasch das kleine Herz der hübschen und geistreichen Levin. Von äußeren Zeichen dieser aufkeimenden Neigung war freilich nicht im Entferntesten die Rede; schlug sie jetzt doch erst in dem jugendlichen Mädchenherzen die ersten zarten Wurzelfasern. Alexander selbst aber hatte keine Ahnung davon. Rahel gefiel ihm sehr gut; sie war ihm unbedingt die liebste unter den jungen Damen, die er bis jetzt hatte kennen gelernt; er schätzte ihren Verstand, ihren Witz, fühlte sich wohl auch von ihrer Liebenswürdigkeit recht angenehm berührt und angezogen .... damit aber hatte es auch sein Bewenden. Von einem tieferen Eindrucke war bis dahin keine Rede.

Diebold freilich schloß ganz anders, und nahm danach auch seine Maßregeln. Daß seine Schwester und der ältere Humboldt sich ebenfalls zu einander hingezogen fühlten, kümmerte ihn nichts: er brütete nur im Stillen, wie er seine Rache befriedigen, Rahel verderben und Alexander von Humboldt auf das tiefste kränken könne.

So sang Monsieur Ravage sein:

„Ce monde n'est qu'un grand bal,
Chacun s'y masque bien ou mal,
D'une vaine parade.
Et bon, bon, bon,
S'y méprend-t-on!
Ce n'est que mascarade!"

So tanzte, scherzte und lachte man, so pries Jedes der jungen Leute diese Stunden als die heitersten und schönsten der rasch dahineilenden Jugend — und doch warf ein finsterer boshafter Dämon gerade in diesen schönen Momenten seinen giftigsten Samen aus.

Aber in diesem Leben und in dieser Welt liegen nun einmal Licht und Schatten, das Gute und das Böse dicht nebeneinander, und es bleibt uns armen Sterblichen nur der eine Trost, daß der Schatten noch nie das Licht, das Böse noch nie das Gute ganz überwältigen und vernichten konnten.

Der Invalide.

In einem der ältesten und ärmsten Stadttheile von Berlin, der jetzt schon seit Jahrzehnten aus einem großen Brande wie ein Phönix verjüngt und prächtig der Asche entstiegen ist, stand damals ein ärmliches, halbverfallenes Haus, in dessen Mansarde ein alter einzelnstehender Invalide wohnte.

Es war einer jener Tapferen, die unter Friedrich dem Großen den ersten und zweiten schlesischen Krieg mitgemacht hatten und die seitdem mit verstümmeltem Körper ihr armseliges Leben von einer armseligen Pension fristeten.

Wohl hatte Friedrich schon 1745 bis 1748 eine Zufluchtsstätte für seine alten und verwundeten Krieger erbauen lassen, die die treffliche Inschrift führte: „Laeso et invicto militi;“ leider aber reichte diese nach den vielen Schlachten lange nicht aus, und so mußte gar mancher graubärtige Held mit seiner kargen Pension sonst unterzukommen suchen. Unter diese gehörte denn auch der

alte Hauptmann Raslowicz, einer der sehr wenigen Krieger, die damals noch aus den Jahren von 1740 bis 1745 übrig waren.

Krieg ist unter allen Umständen eine der traurigsten weltgeschichtlichen Erscheinungen, und wenn er auch manchmal nicht zu vermeiden ist, bleiben seine Folgen doch immer betrübend und jedes edle Herz tief niederbeugend.

Schön ist der Unterschied, den die sinnigen Griechen zwischen Mars und Minerva machten: der rauhe furchtbare Mars ist der personifizirte Krieg, der sich bloß gefällt im Getümmel der Schlacht, und, verwundet von Diomedes, wie zehntausend Mann brüllt; der sich freudig in Menschenblut badet, an Brandstätten hohnlachend erwärmt und sich siegestrunken auf den zahllosen Gräbern der Erschlagenen niederstreckt. Minerva dagegen ist den Griechen das Bild des mit Weisheit geführten Nothkrieges, daher sie auch als ernste, ruhige, mitleiderfüllte Siegerin den Mars zu Boden wirft.

Pompejus ließ auf seinen mit asiatischer Beute erbauten Siegestempel die Worte setzen: „Nachdem Pompejus 2,183,000 Menschen überwunden, 846 Schiffe genommen und 538 Städte zerstört oder unterworfen hat, erfüllt er den Göttern sein Gelübde.“ Wie ganz anders Friedrich der Große. Als dieser nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges nach seiner Hauptstadt Berlin zurückkehrte, und die Bürger dem geliebten Landesvater und Helden einen festlichen Einzug zugedacht hatten, rich-

tete es der König so ein, daß er Berlin erst spät am Abende erreichte. Er hatte an diesem Tage noch das Schlachtfeld von Kunnersdorf besucht, auf dem er vor wenigen Jahren an 20,000 tapfere Soldaten und 165 Stück Geschütz zurückgelassen, und mochte dadurch wohl auf's Neue im Innersten seines Gemüthes erregt sein. Vom Morgen bis in die Nacht hatte ihn die Bürgerschaft am Thore und in den Straßen erwartet. Jetzt empfing ihn der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der König!" und heller Fakelschein leuchtete rings zu den Seiten seines Wagens. Aber der Jubel war nicht im Einklange mit der trüben Stimmung seines Gemüthes. Er wich in der Stadt aus, sobald er konnte und fuhr durch einen Umweg nach dem Schlosse.

Aber sein hoher edler Geist, sein menschlich fühlendes Herz verlangte nach etwas Anderem. An Musiker und Sänger erging der Befehl: das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf solche Anordnung sah man dem Erscheinen des gesammtes Hofes entgegen. Aber Friedrich der Große trat allein in die Kapelle, setzte sich still nieder und gab das Zeichen zum Anfange. Als aber die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, stützte der König das Haupt in die Hand .... und weinte!

Und warum sollte er denn auch nicht heiße Thränen vergießen?

Ein sieben Jahre langer Krieg voll unsäglicher An-

strengungen, voll Blut und Elend, hatte zu keinen weiteren Erfolgen geführt, als zu der einfachen Erkenntniß: daß alle die namenlosen Mühen und alle die zahllosen Leiden hätten erspart werden können, wenn man geneigt gewesen wäre, die Leidenschaften zu unterdrücken und die Waffen unblutig zu erhalten.

Wohl möchte dem fühlenden Menschen bei solcher Betrachtung über die Eitelkeit menschlicher Pläne und Berechnungen und die grauenhaften Folgen solch' blutiger Kriege das Herz brechen; wenn nicht der Genius der Weltgeschichte ihm einen Blick in die Zukunft gönnte. Denn ward nicht dennoch durch diesen siebenjährigen Krieg Großes, unendlich Großes erreicht?

In einer matten Zeit war den Augen der Menschen eine Kraft des Geistes, eine Standhaftigkeit des Willens, ein ausdauerndes Heldenthum offenbart worden, wie die Welt lange kein ähnliches Beispiel gesehen. Der preußische Staat, zum Vorkämpfer der Entwicklung des freien Geistes berufen, hatte sich in der harten Prüfung glorreich bewährt. Das deutsche Volk in seinen politischen Verhältnissen ohne Macht, herabgesunken von der Höhe geistiger Bildung und Klarheit, vermochte an dem, was Preußen, was Friedrich gethan, sich wieder aufzubauen und in dem Schwunge einer lebhaften Begeisterung für das Hohe, dessen Zeuge es gewesen war, auf's neue die Blüthen eines frischen freudigen Lebens zu entwickeln.

Der dreißigjährige Krieg bezeichnet in der Geschichte

Deutschlands den Verfall der alten Herrlichkeit, der siebenjährige Krieg den jugendlichen Aufschwung einer neuen.

Und doch hat auch bei ihm — wenn wir von den welthistorischen Folgen absehen — der große Hume recht. Niemand hat zwei Nationen, die gegenseitig Krieg miteinander führen, treffender bezeichnet als er, der sie mit zwei betrunkenen Kerls vergleicht, die sich in einer Porzellanbude herumschlagen, und dann, wenn das Blut in Strömen geflossen, nicht nur ihre Beulen und Wunden heilen, sondern auch das zerschlagene Porzellan noch bezahlen müssen.

Aber wie schwer sind alle jene Wunden zu heilen, die der Krieg den tausend und abertausend Einzelnen schlägt! Auch der alte, ehrliche Hauptmann Raslowicz kurirte nun schon lange, lange Jahre daran: aber Körper und Gesundheit waren und blieben zerstört, so gut als sein Familien- und Lebensglück. Hatte er doch seine drei Söhne auf dem Schlachtfelde gelassen, sein Weib durch den Kummer, sein Hab und Gut durch Brand und Plünderung verloren.

Der alte pensionirte Hauptmann Raslowicz saß eben an dem einzigen Fenster seines kleinen Zimmers und seufzte und stöhnte jämmerlich, denn die wechselnde Witterung wirkte schmerzerregend auf die alten Wunden. Von Zeit zu Zeit warf er dabei einen düsteren Blick auf die Dächer der gegenüber liegenden Häuser, die die einzige

Aussicht ausmachten, welche ihm seine, dem Himmel etwas nahe Wohnung gewährte; dieser Blick aber verfinsterte sich noch mehr, wenn er, von dort zurückkehrend, auf den vor dem Hauptmann stehenden Tisch fiel und sich hier neben der längst kalt gewordenen Pfeife, den leeren Tabaksbeutel zum Ruhepunkte wählte.

So oft dies geschah, entwandt sich der Brust des Invaliden ein neuer tiefer Seufzer, der in sofern auch seine vollste Berechtigung hatte, als nicht nur besagter Tabaksbeutel leer war, sondern sich auch derselbe Fehler in der Kasse des Hauptmanns zeigte. Und doch war das Rauchen noch die einzige Unterhaltung für den alten Herrn, da seine Füße ihn nicht mehr den drei Stiegen des Hauses hinauf und hinab trugen und sich auch in ganz Berlin keine anderen Füße fanden, die ihm Besuch gebracht hätten: die des alten General von Spiegel und seines Dieners abgerechnet, welche allwöchentlich einmal die zwei und siebenzig schlechten Staffeln zu ihm herauf kamen.

Was der invalide Hauptmann sonst brauchte, besorgte die alte, schmutzige, ewig keifende Magd seiner Hausleute, und da Raslowicz wohl war, wenn er deren finsteres Gesicht nicht sah und ihr unaufhörliches Keifen nicht hörte, so beschränkte er sich auch in seinen wenigen Bedürfnissen auf ein fast unbegreifliches Minimum. Nur der Tabak! . . . nur der Tabak! . . . wenn der ausging und auch noch dazu kein Geld da war, neuen zu kaufen,

dann war es schlimm! . . . dann riß der Geduldfaden des sonst sehr geduldigen Alten und er konnte — wüthende Blicke schießend und wie ein Eisbär den Kopf hin und her bewegend — stundenlang vor sich hinbrummen.

Auch jetzt wäre dies wohl geschehen, wenn dem guten Invaliden nicht heute ein Strahl der Hoffnung geleuchtet: es war ja Mittwoch, . . . und Mittwochs Schlag 11 Uhr kamen Spiegel und Herwisch und mit ihrem freudig ersehnten Besuche rückten dann gewöhnlich ganz unter der Hand auch diverse klingende Hülfstruppen ein. Raslowicz zählte demnach mit Ungeduld die Stunden, ja er war so voller Erwartung, daß er heute nicht einmal seiner gewöhnlichen Unterhaltung nachhing, die, Tag aus Tag ein, darin bestand, dem stillen und gemüthlichen Treiben der Katzen auf den umliegenden Dächern zu lauschen. Allerdings brachte in die Einförmigkeit dieses Zeitvertreibes die Beobachtung zweier Sperlingsfamilien einige Abwechslung, und Raslowicz hätte in der That, wenn er des Schreibens etwas mehr kundig gewesen wäre, schätzenswerthe naturhistorische Beiträge über das Leben dieser Thiere liefern können.

Heute aber war er, wie erwähnt, zu ungeduldig, um an dieser Beschäftigung Gefallen zu finden, in der übrigens, beiläufig gesagt, eine furchtbare Ironie des Schicksals lag: denn sie war ja das Einzige, was den armen, alten, verlassenen Mann von dem traurigen Grübeln über seine Verhältnisse — nach so vielen dem Vaterlande gebrach-

ten Opfern — und von den schmerzlich-niederdrückenden Gedanken an Weib und Kinder, an all' die furchtbaren Schicksalschläge, die ihn getroffen, abhalten konnte.

Und rings um ihn her war es ja so kahl und einsam! Kaum ein ordentliches Bett und die allernothwendigsten Geräthschaften ... und nirgends ein freundliches Gesicht, keine liebevolle Pflege in den alten Tagen, kein treues theilnehmendes Herz.

Doch ja! ja! ... Raslowicz fühlte an dem Höherschlagen des seinen, daß sich ihm eben ein solches nahe! ... Horch! ... die morsche Treppe erseufzte ja krachend unter schweren Tritten und ein: „Kraut und Loth! Pulver und Blei!" kündete schon von weitem den würdigen treuen Kameraden, den alten General, an.

In der That wurde denn auch in diesem Augenblicke die Thüre aufgerissen und Spiegel trat, schnaufend und blasend, gefolgt von Herwisch, ein.

„Alle Himmel-Herr-Gott-Sacrament!" — rief er dabei — „Raslowicz, Du bist eine ehrliche Haut; aber der Teufel soll ..."

„Meine drei Stiegen holen!" — fiel der Hauptmann freudig ein, denn dies war nun schon seit Jahren stets der Gruß des Generals bei allen Besuchen, die er hier machte.

„Du bist ein eigensinniger Satan!" — fuhr der General halb gutmüthig, halb zankend fort — „wie oft hab' ich Dir schon gesagt ... alle Bomben und Granaten!"

„Ich soll in Dein Hotel ziehen ..." — ergänzte der Hauptmann.

„Sind noch Zimmer genug frei; aber ..."

„Dein Hotel ist kein Invalidenhaus, und mir gefällt es hier recht gut."

„Geschwätz!" — rief der General — „der Hochmuthsteufel plagt Dich; willst Deinen alten Freund und Kameraden ... Pest und Donnerwetter! ... ich mag nicht daran denken. Aber gib einmal die Pfeifen her ..."

„Ja, da gibt sich was her!" — sagte der Hauptmann. — „Die Pfeifen kannst Du haben; aber Tabak ist für keinen Pfennig im Hause."

„Mit Verlaub, Herr Hauptmann!" — fiel hier Herwisch ein, der schon nach den Pfeifen gegangen war und nun jedem der beiden Alten eine wohlgestopfte darreichte. — „Haben halt nicht genau nachgeschaut, da hat sich ja noch ..."

„Schau den Geizkrämer!" — rief der General lachend — „will seinen besten Freund nicht einmal! ... soll doch gleich ein Donnerwetter! ..."

„Weiß schon!" — entgegnete der Invalide, und das Blut stieg ihm in die Wangen, während er dem Genera die Hand bot und schüttelte.

Jetzt aber mußte sich auch Herwisch eine Pfeife stopfen, dann setzten sich alle dreie und der General frug:

„Und nun sage mir Alter ...?"

„Ganz gut!" — versetzte Raslowicz, der schon wußte,

daß das „wie Dir's geht" hier hingedacht werden müsse. — „Das verdammte Wetter rührt mir zwar die Wunden etwas auf; aber ich wüßte nicht, wie es einem alten, invaliden Kerl sonst besser gehen könnte!"

„Hm!" — brummte der General, der des Kameraden traurige Lage, aber auch sein Ehrgefühl und seinen Stolz kannte. — „Mord-Schwerenoth . . .!"

„Nun?!" — frug der Hauptmann.

„Nichts!" — rief der Alte. — „Invalide! . . . S'ist immer eine ehrenvolle Sache. Möcht' lieber ein Hund, als etwas anderes, als Soldat! . . . Sag' mir, Mensch, was sind das jetzt für Zeiten! Denkst noch daran, wie wir . . . Donner und Teufel!"

„Jung waren!" — rief der Hauptmann und es blitzte in seinem Auge unter den langen, schneeweißen Brauen lebhaft auf. — „Bei Gott! das waren Zeiten, die einem das Herz im Leibe lachen machten: die Residenzen waren Waffenplätze . . . die Musik Regimentsmärsche . . . die Schauspiele Musterungen . . . die Bibliotheken Regimentslisten und den Takt zu dem Allem brüllten die Kanonen!"

Ein unwillkürliches: „Donner und alle Wetter!" rollte bei diesen Erinnerungen über die Lippen der drei Anwesenden. Der General aber rief:

„Und das war nicht Alles! An die Stelle der Klöster traten Kasernen, an die der Kutten Uniformen. Weißt noch, alte Seele, wie wir zu Chrudim in Böhmen . . . Heilig-Kreuz-Millionen!" — und der alte General brach

in ein unbändiges Lachen aus, in welches Raslowicz und Herwisch laut einstimmten, während ersterer rief:

„Das Kloster ausheben. Ich sehe noch die Pfaffen, wie sie an Arm und Beinen zitterten!"

„Sie mußten in Reih und Glied ... Bomben und Granaten ...!"

„Und der alte Dessauer ließ sie in Uniform stecken!"

„Sahen die Kerle aus! ... Alle-Himmel-Herrgott!"

„Wie Bohnenstangen, die man mit Lappen behängt, um die Vögel zu scheuchen ..."

„Und der Abt ..."

„Mit dem Schmerbauche? ..."

„Schwerenoth ...!"

Und ein neues dreistimmiges, nicht enden wollendes Gelächter brach abermals los.

„Und, Alter!" — rief jetzt der General — „denkst Du noch an Mollwitz? ..."

„Ob ich daran denke!" — entgegnete mit flammenden Augen der Hauptmann, der längst seine Schmerzen vergessen hatte und jetzt straff und fest, wie ein Jüngling, auf seinem Stuhle saß und mit der freien Hand um sich fuhr, als führe sie ein Schwert, das die Feinde zu hunderten niedermähen solle. — „Ob ich daran denke! Ist ja einer unserer schönsten Tage gewesen!"

„Der prächtige Wintermorgen!" ....

„Alles mit Schnee bedeckt!"

„Aber fest! .... Himmel-Hergott! .... und gerade

auf das Centrum der österreichischen Armee .... da gab's einen Kugelregen .... alle Wetter-Millionen-Schock-Donnerkeil!" ....

„Und wie sich die feindliche Cavalerie unter General Römer auf unseren rechten Flügel warf!"

„Teufel, ja! .... und ihn in Verwirrung brachte, so daß ...."

„Friedrich selbst herbeieilte und einige Schwadronen mit dem Rufe sammelte: Kinder es gilt Preußens Ehre und eures Königs Leben!"

„Half aber doch nichts .... Himmel-Herr-Gott-Sacrament .... die Feinde waren zu mächtig .... die Schlacht schien verloren .... Millionen Bomben und Granaten ....! Wenn ich daran denke!"

„Da rief mir der König!" — fuhr der Hauptmann begeistert fort — „Mit!" — war sein ganzes Commando. Es sollte nach der Oder gehen, die Hülfstruppen zu holen, während Schwerin den Feinden Stand hielt!"

„Ich stand unter ihm!" — rief der General, den grauen Schnurrbart streichend — „und weiß, wie's herging .... Mord-Element!"

„Dem König folgte außer mir nur ein Corps Gensdarmen; aber der Alte ritt so teufelsschnell, daß kaum ich, geschweige die Uebrigen mit ihren schweren Pferden folgen konnten. Mitten in der Nacht kommen wir an das Thor von Oppeln .... es ist verschlossen .... auf das „Wer da?" ruft der König „Preußischer Courier!" ....

das Thor bleibt geschlossen! .... Was ist das? .... Warum öffnet eine preußische Stadt einem preußischen Couriere nicht? .... Eben will sich der König zu erkennen geben .... da fallen an fünfzig Flintenschüsse ...."

„Ja! ja!" — sagte der General mit dem Kopfe nickend — „die Oesterreicher hatten sich der Stadt bemächtigt, ohne daß wir es ahnten, und des Königs Leben und Freiheit .... Millionen Donnerwetter!"

„Standen auf der Spitze einer Nadel!"

„Also zurück? ...."

„Wie die Windsbraut .... über Löwen nach dem Schlachtfelde. Wir hatten in Einem Ritt vierzehn Meilen zurückgelegt!"

„Aber jetzt! .... Piff, paff!" — rief der General mit der Pfeife nach links und rechts fahrend — „Blitz und Wetter! .... Da gab's Hiebe, daß die Funken stieben, und .... Haufen von Leichen zu meinen .... Als drüber! die Schanze wird .... ich haue einen Fähndrich nieder, nehme die Fahne .... Hurrah! hurrah! .... Kreuz-Millionen-Schock-Donnerwetter ....!"

Und „Hurrah! hurrah!" — riefen die Graubärte so laut, daß sie selbst darüber aus ihren Enthusiasmus erwachten und abermals in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Als dies geendet, reichte der General dem Kameraden die Hand, schüttelte sie und sagte:

„So was verbindet, Alter, ... die Gefahren und

Mühseligkeiten, die man mit einander verlebt, ketten aneinander ....! Leben und Tod! ..... Sacrament! ..... Heute mir, morgen dir!"

„Ja!" — entgegnete der Hauptmann, — „aber der Stand selbst härtet auch durch solche Feuerproben ab und schützt gegen verächtliche Weichlichkeit, wie sie jetzt herrscht."

„Darum" — fiel hier Herwisch ein — „ist aber auch der Soldatenstand, mit Verlaub vor Euer Gnaden, der erste Stand! Denn ....."

„Kohlen, Schwefel und Salpeter!" — rief der General, — „das mein' ich auch. Krieg ist das geachtetste Handwerk. Jeder Hasenfuß kann Federfuchser, Pfaffe oder was sonst sein; aber in Colonne vor dem Feind stehen ..... die Kugeln wie Mücken sich um die Ohren tanzen lassen und keinen Mucks machen ..... Himmel alle Wetter! ..... daß will ....."

„Für das Vaterland ausziehen," — rief funkelnden Auges der Invalide — „es ist doch ein Wort! das hebt doch noch das Herz. Hunderttausend schöne rüstige Männer im Waffenschmuck und Angesichts der Sonne sich gegenüber ..... und dann drauf ....."

„Und wenn nun das Victoria erschallt, Couriere fliegen, die Häuser beleuchtet werden, die Glocken läuten, das Te Deum in allen Kirchen ertönt ..... Mord Schwerenoth! ..... ist das ein Plaisir! 10,000

Feinde todt! 4000 gefangen, 15 Fahnen, 50 Kanonen erobert ..... Höllenelement .....!"

„Und die Uebriggebliebenen sich die Hand schütteln" — rief der Hauptmann — „wie wir drei nach der Schlacht und dem Sieg von Hohenfriedberg!"

„Hohenfriedberg!" — rief der General. — „Alle Himmel-Herr-Gott-Sacrament! Darauf müssen wir eines trinken! ..... Herwisch!" —

„Zu Befehl, Herr General!" — rief der Unteroffizier, indem er freudestrahlend aufsprang.

„Spann' das alte Schlachtroß, des Hauptmanns Kathrine, vor und hole in der nächsten Kneipe zehn Flaschen guten Wein; aber ..... Bomben und Granaten!"

„Zehn Flaschen?" — rief der Hauptmann lachend.

„Das Maul gehalten!" — rief der General, — „Ordre parirt! .... oder Schock-Schwerenoth! ....."

Nach wenigen Minuten standen die zehn Flaschen nebst drei Gläsern auf dem Tisch. Herwisch mußte eingießen und das erste Glas ward auf das Andenken des Sieges von Hohenfriedberg geleert.

„Aber!" — rief jetzt der General, als dies geschehen, — „da muß man eben auch unter einem Feldherrn dienen, wie der alte Fritz einer war! .... Donner und 's Wetter .... Kerle, denkt mir an den Sieg bei Sorr, wer in der Welt ..... Millionen-Schock-Donnerwetter! ..... Das waren Dispositionen ..... Schlägt der

Fritz mit 12 Schwadronen in einem Anfall 53 Schwadronen Oesterreicher, und dann ....."

„Macht Prinz Ferdinand sein Meisterstück ...." — rief der Hauptmann — „an der Spitze der Garde wirft er die Linien des Feindes dergestallt, daß die ganze österreichische Armee über Hals und Kopf fliehen muß. Und ein gewisser Hauptmann von Spiegel — eine gute Seele, aber ein großes Fluchmaul — wird auf dem Schlachtfelde, in Anerkennung seiner Tapferkeit, Oberst."

„Ach! was will das!" — rief der General. — „Eine Armee von hunderttausend Löwen mit einem Hirsch an der Spitze, taugt keinen Schuß Pulver; aber hunderttausend Hirsche von einem Löwen geführt, erobern die Welt! .... Kreuzschwerenoth! .... Herwisch! füll' die Gläser und .... unser alter Fritz soll leben!"

Und donnernd erschallte es aus den drei Kehlen: „Unser alter Fritz soll leben!"

„Nagelprobe!" — rief dabei der General; und alle drei bestanden die Probe vortrefflich.

„Ja, groß ist unser König!" — sagte jetzt der Hauptmann — „aber welches Herz hat er auch immer für seine Soldaten gezeigt. Ich denke immer noch daran, wie auf einem Marsche bei großer Hitze ein alter Grenadier zu Boden sinkt. Seine Kameraden sind bemüht, ihm aufzuhelfen, da kommt ein Fähndrich, so ein junges adliches Herrchen und schreit: „Will der Himmeltausendsacramenter gleich fortmarschiren!" aber kaum waren die

Worte heraus, als eine feste Hand den Fähndrich mit den Worten: „Will der Himmelsacraments-Fähndrich sich gleich zum Teufel scheeren?“ bei Seite schleudert. Es war der König selbst, der nun dem alten Grenadier aus seiner eigenen Feldflasche einen Labetrank reichte.“

Jetzt aber war ein neues Thema angezapft und eine Erinnerung nach der anderen — alle edle und schöne Züge Friedrich's berührend — kam zur Sprache.

Endlich — es waren von jedem der Anwesenden zwei Pfeifen geraucht und zusammen drei Flaschen Wein getrunken worden — brach der General auf. Er hatte ja heute Morgen noch zwei ähnliche Besuche zu machen.

Als sie das Haus verlassen, frug der Alte:

„Herwisch! hast du .....?“

„Freilich!“ — entgegnete Herwisch — „Die Rolle mit den fünfundzwanzig Ducaten liegt .....“

„Gut!“ — rief der General. — „S'ist eine ehrliche Haut ..... nur eigensinnig wie der Teufel. Läßt einem schwer beikommen ..... weiß doch ..... Alle-Millionen-Donnerwetter .....!“

„Und die übrigen sieben Flaschen Wein“? — sagte Herwisch — „die .....“

„Na die ..... verschluckst du 's wieder?“ — sagte der General mit einem finsteren Blick. — „Verfluchte Gewohnheit, ich will dir aber ..... Pest und Elend! ..... Nun! die übrigen sieben Flaschen, die sollen dem Alten gut thun. Ich ließ ja deshalb gleich zehn Stück

holen. Aber .... Mord=Schwerenoth! .... was ist dort los? .... was ist denn das für ein Zusammenlauf? man sollte ja .... Alle Teufel, laß zusehen; da muß etwas passirt sein .... vielleicht kann man helfen!"

Und der General eilte mit diesen Worten, von Herwisch gefolgt, dem Hause zu, vor welchem sich bereits eine ungeheuere Menschenmenge angesammelt hatte.

Eine schlimme Frucht der Zeit.

In einer kleinen und niederen Stube desjenigen Hauses, vor welchem der alte General Spiegel — als er von dem Besuche bei dem Hauptmann Raslowicz kam — gegen Mittag einen so gewaltigen Zusammenlauf von Menschen traf, befanden sich am Morgen desselben Tages drei Kinder. Es waren dies zwei Knaben von sechs und acht Jahren und ein Mädchen, das etwa das zwölfte Jahr erreicht haben mochte. Alle drei waren sehr einfach, wenn auch reinlich gekleidet. Die bleiche Farbe und der kränkliche Ausdruck ihrer Gesichter mußten auffallen, und doch hatten die Züge nichts, was auf schwere Entbehrungen schließen ließ; mehr das Gepräge einer inneren Vereinsammung, einer, mit ihrem jungen Leben verwachsenen Trauer.

Und dieser Ausdruck erschien in der That begründet genug!

Karl, Franz und Albertine waren Geschwister des Candidat Weihe, seinen Eltern spät geboren, aber gerade

deshalb auch frühe zu Waisen geworden. Freilich hatten sie durch den Tod der Eltern in einer gewissen Beziehung nicht viel verloren, denn Vater und Mutter standen sich in Rohheit und Verdorbenheit wenig nach; und während der Vater, ein ganz wohlhabender Kleinbürger Berlins, den besten Theil seines Vermögens in den Wirthshäusern verpraßte, that die Mutter das Ihrige, durch Leichtsinn und Unwirthschaftlichkeit, den Rest des Vermögens zu vernichten. Da war es denn freilich ein großes Glück zu nennen, daß sich der ältere Bruder — obgleich er selbst mit der äußersten Dürftigkeit und Noth zu kämpfen hatte — der jüngeren Geschwister mit einer wahrhaft väterlichen Liebe annahm. Candidat Weihe darbte in der That seit Jahren, nur um seinen kleinen Geschwistern eine erträgliche Existenz zu schaffen. Er kleidete, nährte und lehrte sie; aber er konnte ihnen freilich mit dem besten Willen das nicht geben, was eben nur und allein die Liebe, das Beispiel guter Eltern und ein schönes und sinniges Familienleben geben können.

Und — welche unberechenbare Wichtigkeit für die Erziehung des Menschen hat doch das Familienleben, diese schönste und höchste Blüthe der Civilisation! Was den kindlichen Herzen für die ganze Dauer des Lebens hier gewonnen wird, vermag ihnen keine andere Situation zu bieten. Hier scheint die Sonne elterlicher Liebe in ihrer vollsten, intensivesten Kraft; — hier baut

sich für die Kinder eine schöne innere Welt auf; hier kündet die Liebe so recht aus tiefster Seele das große Evangelium: Liebt Euch unter einander! macht Euch durch einträchtiges, freundliches Zusammenhalten das Leben angenehm und legt in die flüchtigen Stunden Eures kurzen Daseins das hinein, was den Menschen erst wirklich zum Menschen macht: das Geistige, Wahrheit, Güte und Liebe!

Wie leicht wird dabei die Erfüllung der schönsten Pflichten, wo Alles: die Natur, das Herz, die Umstände und die Lebensverhältnisse dazu antreiben. „Was gibt es denn Herrlicheres und Erquickenderes als einen Abend im Familienkreise?

Der Mann hat seine Arbeit verrichtet, die Arbeit, mit welcher er den Seinen den Lebensbedarf und das Angenehme, was darüber hinausgeht, erwirbt; sollten die Seinen ihm die wohlverdiente Ruhe, das wohlverdiente Glück im Schooße der Familie nicht durch ihre Dankbarkeit würzen? Die Frau hat in der Wirthschaft gewaltet, trägt ihre Beschäftigung noch in den abendlichen Kreis hinein; ihre Thätigkeit aber schafft der Familie alle die kleinen Genüsse, welche zusammen das Leben im Ganzen zum Genusse machen. Sie wissen es ja Alle, wie viel fehlt, wenn einmal die Mutter fehlt! ..... sollte nicht dankbare Liebe der Ihrigen sie umringen?

Die Kinder aber — o du liebe, kleine Welt,

mannigfaltig, interessant wie nur immer die große es sein kann! Jedes hat seine Eigenthümlichkeiten, jedes äußert seine Freude, seinen Verdruß, seine Beobachtungen und Urtheile, auch seine kleinen Thorheiten und Unarten, auf besondere Weise. Das Benehmen der größeren deutet schon auf das hin, was sie als Männer und Frauen sein werden; die Aeußerungen der kleineren sind eben so viele Aufforderungen an uns, zu ihrer Entwicklung zu helfen. Und mit alledem, mit guter Art und Unart, sind sie ein Theil unserer selbst, den wir lieben müssen, weil wir nicht anders können: sie sind ja unsere Kinder.

Eine Unschuldwelt, wie man sie wohl nennt, sind sie nun allerdings so geradezu nicht. Das Unrecht, welches die Welt bis heute gehindert hat, ein einziges großes Reich der Liebe und des Friedens zu werden, treibt auch in ihnen schon sein Wesen, namentlich die Selbstsucht in ihren verschiedenen Gestalten. Darin aber liegt ja gerade die schöne, dankbare und beglückende Aufgabe des Familienlebens, daß wir bei den, uns von der Vorsehung anvertrauten, unserem liebenden Herzen so nahestehenden Kindern, das kleine Unrecht daran hindern, daß es ein großes werde, und die Abende in der Familie, sie sind ja dann ein so treffliches Mittel dazu, wie fast kein anderes.

Der Vater erzählt, die Mutter fügt ihre Bemerkungen hinzu, die Kinder fragen; eines und das andere legt

eine Probe seiner kleinen Fertigkeiten ab; sie spielen, die Eltern sehen und hören lächelnd, ordnend zu; — sie streiten, die Eltern geben guten Rath und schlichten. Ein treffliches Buch liefert Stoff zur Unterhaltung; endlich gehen die Kinder zur Ruhe und die Gatten drücken einander die Hand in dem Bewußtsein des Glückes, welches ihnen ein stilles, freudiges Familienleben, in dem sie selbst durch ihr Beispiel in allem Guten vorangehen, gewährt.

Und fühlen die Kinder dies Glück weniger? Nein, gewiß nicht, wenn es ihnen auch weniger klar bewußt vor die Seele tritt. Und wie muß ein solches Familienleben die Keime alles Edlen, Guten und Schönen in den jugendlichen Herzen wecken! Wie befruchtend muß es auf Geist und Gemüth wirken! welch' eine Fülle der frohesten Stunden muß ihm entsproßen!

Wie traurig, wie einsam, wie wüstendürr und leer muß dagegen eine Kindheit bleiben, die nie um das Glück eines stillen Familienlebens gewußt! Die auch nicht *eine* Erinnerung an Stunden aufzuweisen hat, in welchen das jugendliche Herz beglückt und selig an dem Herzen des Vaters, der Mutter schlug; nicht *eine* Erinnerung an Stunden, die Paradiese der reinsten Freuden im Familienkreise aufbauten.

Und zu diesem armen, verwais'ten, von Elternliebe und Familienglück *nie* durchglühten Herzen, gehörten auch die drei Geschwister des Candidaten Weihe. Darum waren

sie auch so scheu, lag etwas so Vereinsamtes, Trauriges in ihren Zügen und in ihrem Wesen. Der Bruder that viel, sehr viel für sie; was ihnen aber, durch ein völliges Entfremden von allem Familienleben, entgangen war, konnte er ihnen nicht geben: sie standen einsam, kalt und leer in der Welt, und diese Einsamkeit, diese Kälte von Außen her, diese Leere im Inneren erdrückte fast ihr kleines Dasein.

Nur einen Ersatz für all dies Fehlende hatte ihnen das Schicksal geboten: die drei kleinen Geschwister liebten sich unter einander mit der innigsten Herzlichkeit; zwar hingen sie auch mit Liebe und Dankbarkeit an dem älteren Bruder, dem sie ja so viel, dem sie Alles zu danken hatten; aber es blieb sonderbar: zwischen diese Liebe schob sich immer eine gewisse Scheu, deren Begründung wohl in dem Wesen des Candidaten gesucht werden mußte. Denn so milde und gut dieser auch gegen sie war, sein Ernst, sein schwärmerisch-übertrieben religiöses Wesen, das ihn oft ganz der Erde und dem Leben zu entheben und zu entfremden schien, und ihm dann etwas Rhapsodisches und Verwirrtes gab, erschreckte und beengte die jüngeren Geschwister und legte sich wie ein Alp, schwer und drückend, auf ihr Herz.

Dagegen glichen die drei kleinen, verwais'ten Geschwister von der Heerde verirrten Lämmern, die sich vor dem tobenden Sturme unter eine Eiche geflüchtet, und sich nun

bei den Donnerschlägen, die über ihren Häuptern rollen, zitternd und doch in banger Liebe, aneinander schmiegen.

Karl, Franz und Albertine verließen ihre kleine, dunkele und ärmliche Wohnung fast nie; Letztere nur, wenn sie die wenigen Bedürfnisse zu besorgen hatte, die der kleine Hausstand erforderte und die außerhalb des Kreises lagen, in welchem sich der ältere Bruder bewegte. Zu Hause aber waltete Albertine, und wie sie mit wahrhaft rührender Liebe, trotz ihrer eigenen Jugend, für ihre noch jüngeren Brüder hier sorgte, so hingen auch diese mit einer kaum glaublichen Innigkeit an der Schwester. Der Sorgen waren für Albertinen freilich nicht viele: denn Milch, Brod und Kartoffeln gaben fast einzig die bescheidene Nahrung der Familie ab. Aber Alles, was sie überhaupt that, war doch zwischen ihr und dem kleinen Karl und Franz nur ein Wechseltausch von Liebe und Herzlichkeit.

Auch diesen Morgen saßen die drei kleinen Wesen wieder in ihrer engen, dunkeln Stube beisammen und zwar so nahe, als wollten sie sich, von irgend einer finsteren Ahnung bedroht, mit verdoppelter Innigkeit aneinander schmiegen.

Die Gruppe war wirklich zum malen: Albertine, zwischen den Brüdern auf einem niederen Holzschemel sitzend, fertigte mit diesen aus Moos und Immortellen Kränze, wie man sie damals gar viel in der Hauptstadt kaufte, um sie an den Sterbetagen geliebter Heimge-

gangener auf deren Gräber niederzulegen. Der ältere Bruder hatte die Kinder diesen Erwerbszweig gelehrt, damit sie in den Stunden, in welchen er sich nicht lehrend mit ihnen abgeben konnte, eine nützliche Beschäftigung hatten, die ihnen auch einen kleinen Gewinn abwarf: denn jeden Abend lieferte Albertine diese Kränze an einen Händler gegen eine, freilich sehr geringe Vergütung ab, die jedoch immer hinreichte, die für die kleine Haushaltung nöthige Milch in der Nachbarschaft zu kaufen.

Albertine also saß — mit ihren Brüdern, solche Todtenkränze aus Moos und Immortellen fertigend — zwischen diesen, von welchen Franz, der kleinere, das Moos aufzupfte, während Karl die Immortellen zierlich in kleine Sträußchen oder Gruppen einigte, um sie dann der Schwester zu reichen, die sie mit geübter Hand leicht und gefällig zwischen dem schwellenden Moose anbrachte. Sonderbar harmonirten dabei die bleichen Gesichter und der schwermüthig-schmerzliche Ausdruck, der bei Kindern ohnehin doppelt auffällt, mit der Arbeit, die sie verrichteten: die zarteste Jugend wandt Todtenkränze; aber sie that es eben auch, — wie die Jugend zumeist — ohne zu wissen, w a s sie that, . . . spielend. Wahrhaft rührend war es dabei, wenn Albertine von Zeit zu Zeit die Brüder mit einem sanften und wehmüthigen Lächeln ansah und die schwarzen tiefen Augen den kleinen Mitarbeitern aufmunternde oder dankbare Blicke zuwarfen.

„Wir werden heute viele Kränze fertig bringen!“ — sagte jetzt Karl.

„Gewiß!“ — entgegnete Albertine. — „Der Bruder scheint uns heute mit dem Unterricht vergessen zu haben.“

„Das ist gut!“ — meinte der kleine Franz.

„Warum?“ — frug die Schwester — „lernst Du denn nicht gern?“

„O ja!“ — entgegnete das Kind — „aber ich helfe Dir doch lieber mit dem Moosauszupfen, und dann..?“

„Nun?“

„Wenn wir recht viel Kränze fertig bringen, verdienen wir auch recht viel, und wenn wir viel verdienen, kannst Du uns auch viele Milch kaufen.“

„Ei, sieh doch!“ — sagte hier Albertine und sah den Bruder lächelnd an — „Du bist ein kleiner Schlecker! bekommst Du denn nicht jeden Tag Milch und Brod genug?“

„Ich bekomme schon meine Milch und mein Brod!“ — entgegnete der kleine Franz naive — „aber genug?... ich würde noch mehr essen, wenn ich mehr hätte.“

„Was Dir aber gar nicht gesund wäre!“ — meinte Karl altklug. — „Der Mensch, das hast Du schon oft von dem Bruder gehört, ist nicht auf der Welt, um zu essen, sondern um zu arbeiten.“

„Ich esse aber lieber, als ich arbeite!“ — rief hier Franz eifrig.

„Weil Du noch ein Kind bist!" — meinte Albertine und reichte dem kleinen Bruder den Mund zum küssen hin. — „Später wird das anders werden."

„Das weiß ich nicht, wie es später wird!" — sagte Franz — „aber daß ich jetzt immer Hunger und sehr viel Hunger hab', das weiß ich ganz genau."

„Nun, sei nur still, Du kleiner Wolf!" — meinte Albertine lächelnd, — „ich werde Dir von nun an mehr geben."

„Aber wie kannst Du das, wenn Du nicht mehr Geld hast?"

„Sehr leicht!" — versetzte die Schwester — „ich gebe Dir noch einen Theil von meiner Portion!"

Der kleine Franz war frappirt; ein leiser Anflug von Roth glitt über seine blassen Wangen; „Nein!" — rief er dann entschieden, und eine Thräne trat in sein Auge — „so hab' ich's nicht gemeint! Ich will Dir Nichts nehmen!"

„Aber ich will Dir geben!"

„Und ich leid's nicht!"

„Ich thu's gern, Fränzchen!"

„Soll ich bös werden?"

„Nein!" — rief die Schwester und sah den kleinen Bruder mit einem Blick voll unendlicher Liebe an. — „Laß das jetzt. Es wird sich Alles schon machen... gib mir nur jetzt neues Moos."

Der Kleine that es, und die Unterhaltung stockte einen Moment. Endlich frug Karl:

„Wo mag der Bruder heute nur stecken?"

„Er ist auf seiner Kammer" — sagte Albertine — „und betet!"

„Betet?"

„Ja."

„Und woher weißt Du das?"

„Ich wollte ihm heute Morgen schon dreimal das Frühstück bringen; aber immer war die Thüre seiner Kammer geschlossen."

„Betet man denn immer, wenn die Thüre geschlossen ist?" — frug der kleine Franz.

„Geh', wie dumm!" — meinte Karl, — „als ob man nicht auch andere Sachen machen könne, wenn man die Thüre schließt."

„Aber woher weiß Albertine, daß der Bruder betet?"

„Weil ich es hörte!"

„So, hat er laut gebetet?"

„Ja!"

„Nicht war, damit es der liebe Gott besser hört?"

„O nein! Gott hört auch unser Gebet, wenn wir es nur denken."

„Aber warum betet denn der Bruder laut?"

„Aus Frömmigkeit und Eifer!"

„Nicht wahr, er ist recht fromm!"

„Sehr."

„Und betet sehr viel?"

„Ja!"

Eine kurze Pause entstand, während welcher der kleine Franz über etwas nachzusinnen schien. Endlich sagte er: „Wenn aber der Bruder so fromm ist, und so viel betet, warum hört ihn alsdann der liebe Gott nicht?"

„Wie so?"

„Ei nun! . . . er betet doch alle Tage auch mit uns: Lieber Gott, hilf uns aus unserer Noth. Ich seh' aber nicht . . ."

„Fehlt Dir denn Etwas?"

Nun!" — meinte der kleine Franz — „es fehlt mir gerade Nichts; wenn ich aber dem Fenster hinaus sehe und die anderen Kinder springen auf der Straße so lustig herum, eine große Butterbemme in der Hand ... schönes Spielzeug . . ."

„Pfui, Fränzchen!" — sagte hier Albertine mit sanftem Vorwurf — „man muß nicht neidisch auf das sein, was andere Menschen haben. Unser guter Bruder hat Mühe genug, so viel zu verdienen, um uns das zu geben, was wir brauchen. Wir sind also ihm und dem lieben Gott Dank dafür schuldig, und den wollen wir auch Beiden recht herzlich zollen."

Der kleine Franz sah beschämt unter sich und schwieg.

„Weißt du was, Tinchen?" — sagte jetzt Karl treuherzig, — „ich mache mir aus den Spielsachen Anderer gar nichts; ich bin auch zufrieden mit dem, was wir bekommen, wenn ich nur dich und mein Brüderchen habe!"

„Und geht mir es anders?" — versetzte die Schwester und eine Thräne trat in ihr dunkles Auge, — „wenn

wir so bei einander sitzen und mit einander arbeiten und dabei so herzig plaudern, so bin ich ganz glücklich!" — und sie ließ den Kranz, den sie eben vollendet hatte, aus den Händen gleiten, legte ihre Arme um den Hals der Brüder und küßte einen nach dem andern.

Als sie die Knaben wieder losgelassen, erfaßte Karl das eben vollendete Gewinde, betrachtete es wohlgefällig und sagte: „O, sieh nur, Tinchen, wie schön der Kranz geworden! Setze ihn doch einmal auf, es muß prächtig aussehen."

„Närrchen!" — entgegnete Albertine — „der ist ja viel zu weit, da hätten wir alle drei Platz darunter!" und sie hob den Todtenkranz über ihren und der Brüder Köpfe, die dabei lächelnd ihre Häupter auf die Schulter der geliebten Schwester legten.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der ältere Bruder trat ein. Er sah zerstört aus. Seine Augen rollten unruhig in ihren Höhlen hin und her und sein in Unordnung gerathener Anzug, so wie sein verwirrtes Haar verriethen, daß er die Nacht in den Kleidern zugebracht habe.

Die Kinder erschracken und rückten unwillkürlich dichter zu einander; nur Albertine faßte sich sofort, legte den Kranz zur Seite und frug: ob sie dem Bruder jetzt das Frühstück bringen solle?

Dieser aber sah sie mit sonderbar blitzenden Augen an und sagte:

„Nein! meine Speise ist nicht von dieser Welt! .... Aber ihr habt Hunger, das sehe ich euch an euren blassen, eingefallenen Gesichtern an. Nicht Jeder ist geboren im Geiste .... wer aber nicht geboren ist im Geiste, der muß dazu erweckt werden.“

„Wir haben keinen Hunger, lieber Bruder!“ — sagte hier Albertine sanft. — „Denn wir haben gefrühstückt; aber du hast es noch nicht.“

„Auch die Engel des Himmels haben keinen Hunger mehr!“ — sagte Weihe halblaut vor sich hin; — „ihr Glück, ihre Seligkeit kennt kein irdisches Bedürfniß, ... keine Noth, keinen Mangel!“

„Bruder!“ — hub Albertine an; aber Weihe unterbrach sie mit der fast wild ausgestoßenen Frage:

„Wollt ihr Englein werden, die Gott in Seligkeit anbeten?“

Franz und Karl erbebten auf's Neue bei dieser mit ungewöhnlicher Heftigkeit von dem Bruder ausgestoßenen, ihnen unbegreiflichen Frage; sie schmiegten sich daher noch fester an die Schwester an, als suchten sie bei ihr Schutz und Trost; Albertine aber sagte ruhig und milde:

„Ja! lieber Bruder, wenn der liebe Gott uns einst zu sich nimmt, wollen auch wir selige Englein werden, die ihn dankbar loben und preisen!“

„Wenn! .... wenn!“ .... rief der Candidat — „warum nicht jetzt?! ..... warum den Fluch des Elendes und der Sündhaftigkeit durch ein ganzes langes

Leben durchschleifen?! — Noch sind sie unschuldig!" — setzte er plötzlich hinzu und sah die Kinder mit einem so grassen, zerstörten, durchbohrenden Blick an, daß die Knaben leise zu weinen anfingen, — „noch sind sie unschuldig! und ..... wie sagte jener Mann, der im Winter Blumen für seine Königin suchte? ..... er war glücklich, unendlich glücklich, als er nichts mehr von der Welt und ihrem Getriebe wußte .... und wenn auch die Erbsünde ihnen anklebt, als Fluch der Menschheit, bei Kindern, wie diese, wird Gott Erbarmen haben, ... dafür starb ja unser Heiland am Kreuze."

„Setzt euch!" — rief er jetzt plötzlich — „ich will euch vorlesen aus dem göttlichen Werke des unsterblichen Dichter's .... damit ihr vorher ...... vorher ...... ja vorher ..... die weltbeglückende That der Erlösung kennt!"

Die Kinder verstanden natürlich von alledem kein Wort, Albertine aber, an die sich die Knaben geklammert, zog diese sanft auf ihren Holzschemel nieder, und, halb unbewußt nach einem angefangenen Todtenkranze greifend, setzte sie die Arbeit mit zitternden Händen fort. Weihe aber zog Klopstocks Messias aus der Tasche und fing mit Emphase zu lesen an.

Wer sollte ihn hier verstehen? .... verstand er dies rhapsodische Gedicht voll körperloser Ideen? verstand sich der Dichter selbst? Aber leider hatte sich Weihe neben dem Studium des Werther und dem mißver-

standenen der Bibel, auch in dieses Produkt jener Zeit, in diese Ausgeburt der Ueberspanntheit zu tief hinein gefühlt und gelebt. Klopstocks Messias hatte ihn daher in eine abstrackte Unendlichkeit geführt, welcher der Geist, selbst mit der größten Anstrengung der Denkkraft nicht mehr folgen und in der er nichts mehr klar erkennen konnte, weil Alles im Halbdunkel überspannter Anschauungen verschwindet.

Rang doch Klopstock selbst in diesem — einen Glanzpunkt der damaligen deutschen Literatur ausmachenden, jetzt fast vergessenen — Epos, überall das Unaussprechbare auszusprechen, das Formlose zu erfassen, das Ueberschwängliche zu sagen; aber ihm selbst reichten ja Gedanken und Worte nicht aus, so daß er, wenn dies geschah, ein erhabenes Verstummen eintreten lassen mußte. So großartig auch der Gegenstand dieser Dichtung ist, sie versteigt sich in das Reich wesenloser Gestalten, während sie in dogmatischer Beschränktheit jeden Funken der gesunden Vernunft in dem Dichter selbst und in seinen schwärmerischen Verehrern auslöscht.

Aber auf Weihe hatte dies Buch noch speciell den unglücklichsten Einfluß geübt. Sein, durch die sentimentale Richtung der Zeit, durch eine krankhafte, bis auf das Höchste überreizte Empfindsamkeit und Frömmigkeit schon alterirter und gestörter Geist, ward durch das in diesem Gedichte vorkommende ewige Jauchzen und stille Beten der Engel und Seraphim und die vielen Thränen,

die stromweise diese Dichtung durchrinnen, aber für ihre Inhaltslosigkeit nicht entschädigen können, — völlig aus dem Geleise gebracht. Während nun auf der einen Seite der Gedanke an die Seligkeit der himmlischen Heerschaaren seine überreizte Phantasie total erfüllte, setzte das kalte, unerbittliche Leben dem Armen die herbste, sich täglich steigernde Noth, die bittersten Erfahrungen über die Gemeinheit und Schlechtigkeit so vieler Menschen entgegen. War es da ein Wunder, daß sein schon verwirrter Verstand diesen unaufhörlich auf ihn einstürmenden Gegensätzen allmälig erlag? „Wissen gräfliche Gnaden, was mir für ein Gedanken kommt, so oft ich ein kleines Kind sehe" — hatte Weihe erst noch vor acht Tagen zu dem jungen Grafen Godard von Spiegel gesagt, und zu dessen Entsetzen hinzugefügt: — „Mir kommt dann immer der Gedanke, als ob es ein verdienstliches und gottgefälliges Werk sei, es um das Leben zu bringen, damit es zu Gott komme, ein Englein werde und so von allen Sünden und Lastern befreit bleibe."

Unseligerweise hatte sich aber in den letzten acht Tagen dieser Gedanke in des Candidaten Gehirn auch noch auf einen bestimmten Punkt fixirt, und dieser Punkt waren seine eigenen, von Noth und Entbehrungen aller Art niedergebeugten Geschwister. Sie litten; — einmal todt, waren sie aller irdischen Leiden enthoben und, seiner Ueberzeugung nach, Mitglieder jener seligen, in

der Messiade so oft und viel besungenen Engelschaaren. Und was konnte aus den armen Würmern im Lauf der Zeit noch werden? Welche Schlingen, welche Verführungen, welche Verderbniß ihrer Seele lauerte noch auf sie?

Weihe, der seine Geschwister in der That innig liebte, bebte zusammen: einmal todt und sie waren dem Allen enthoben und kehrten unschuldsvoll zu Gott zurück.

Der junge Mann hatte in Folge solcher Grübeleien, seit einigen Tagen allerlei entsetzliche Gedanken! .... Gedanken, über die er oft aufjauchzte und bereit war, sie auf der Stelle auszuführen und vor welchen er doch manchmal wieder erbebte, als seien sie Eingebungen des Bösen. Und diese Gedanken wuchsen von Tag zu Tag, fast von Stunde zu Stunde, ... sie nahmen riesige Dimensionen an, ... sie erfüllten jetzt beinahe vollständig des Candidaten Gehirn. Darum hatte Weihe die ganze Nacht und den Morgen im Gebete mit ihnen gerungen, darum funkelten jetzt seine Augen so sonderbar, so schreckenerregend verwirrt; darum hatte er eben noch seine Geschwister gefragt: Ob sie Englein werden wollten; darum ......

In diesem Augenblick warf der Candidat das Buch weg:

„Ja!" — rief er dabei in triumphirendem Tone, — „der Herr hat uns erlöst, so will auch ich euch erlösen. Frei sollt ihr werden von den elenden Ketten und

Banden dieser Erde; — frei von den elenden Sorgen und dem Kummer des Lebens! — Hallelujah .... Hallelujah! ..... Als Engelein, glücklich und selig, sollt ihr den Herrn preisen in Ewigkeit! .... Amen. Hallelujah! ..... Hallelujah!"

Und mit diesen Worten auf seine kleinen Geschwister losstürzend, umschlang er wie rasend alle drei mit kräftigem Arm, riß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an sich und bedeckte sie mit Küssen.

„Bruder! Bruder!" — ächzten die Kleinen; aber er achtete ihr Stöhnen und Schreien nicht; sein Küssen ward immer wilder, immer leidenschaftlicher, bis es in eine Art Wuth und Raserei ausartete, der, zumal Albertine, fast erlag.

Plötzlich schrie er noch einmal auf: „Ja! ihr sollt Engel werden und glücklich sein! Hallelujah! Hallelujah! .... Amen, Amen!" und mit diesem Momente öffnete er die Arme; aber ehe die drei Geschwister noch halb bewußtlos auf den Boden sanken, hatte er eines nach dem anderen erfaßt und ..... im Wahnsinn erdrosselt.

Weihe stand jetzt ruhig und hochaufgerichtet. In seinen weitgeöffneten Augen flitzerte ein furchtbares Etwas; um seinen Mund spielte ein blödsinniges Lächeln ..... vor ihm aber — auf die von ihren eigenen Händen angefertigten Todtenkränze hingestreckt — lagen die drei kleinen Opfer, bleicher noch, als vorher; die glasigen,

im Tode erstarrten Augen weit aufgesperrt, den Ausdruck des Entsetzens in den entstellten Zügen.

Der Wahnsinnige aber hub ein Kirchenlied an, das er laut und in gellenden Tönen sang.

Da öffnete sich die Thüre und die Hausleute, durch den sonderbaren Lärm aufmerksam gemacht, traten ein. Aber welch' Entsetzen erfaßte sie bei dem Anblicke, der ihnen hier ward.

Vergeblich war ihr um Hülfe schrei'n, — vergeblich der Lärm, der nun entstand, — vergeblich blieben die Belebungsversuche des herbeigerufenen Stadtphysikus: Franz, Carl und Albertine waren erdrosselt und blieben ..... todt!

Der Candidat stand noch immer unbeweglich und lächelte nur zu dem, was um ihn her vorging.

Der Tumult vor dem Hause wuchs; die Gerichte trafen ein: Weihe stand und lächelte. Aber er lächelte auch, als ihn der Criminalrichter frug: Ob er der Thäter dieses dreifachen, entsetzlichen Mordes sei?

„Ja!" — sagte Weihe — „die Generalstaaten haben weder ihm noch mir die versprochene Zahlung geleistet; da hab' ich die da zu Gott gesandt; jetzt sind sie Englein geworden und sind selig und von allem Leid der Erde frei."

Und er lächelte wieder und sang: — „Hallelujah! Hallelujah!"

Als ihn aber die Gerichtsdiener nun erfassen wollten, sagte er leise:

„St! stille! — weckt mir die Kleinen nicht ..... sie schlafen! ..... Ich habe gut für sie gesorgt ..... s' ist freilich nur Milch und Brod! ..... doch! ..... wartet ..... ich muß zum jungen Grafen ..... aber ehe ich hingehe, muß ich die Lieben noch einmal küssen."

Und er kniete nieder, küßte die bleichen Wangen der kleinen, von seiner eigenen Hand erwürgten Geschwister, lispelte: „Gute Nacht!" und folgte ruhig den Gerichtsdienern, die ihm die Hände mit starken Eisen schlossen.

Ach! dem Lichte der Vernunft auf ewig verschlossen war ja auch der Geist des Unglücklichen.

Vater und Sohn.

Der Eindruck, welchen diese traurige Begebenheit in dem Hotel des Grafen Spiegel machte, war ein sehr verschiedener.

Der alte General, ein Mann, der in vielen Schlachten dem Feinde gegenüber gestanden und, mitten im dicksten Kugelregen, dem Tode zu hundertmalen in das Auge geschaut, — der alte General kehrte tief erschüttert, aber auch, wie er sich selbst ausdrückte, „fuchsteufelwild" nach Hause zurück. Er hatte die drei ermordeten unschuldigen Kinder gesehen, wie sie, noch im Tode unzertrennlich, neben einander auf ihren Todtenkränzen lagen, und dieser Anblick und die Nachricht, daß sich die armen Kleinen so innig geliebt und durch ihre gegenseitige kindliche Liebe in all' ihrem Elend glücklich gefühlt, hatte dem alten graubärtigen Soldaten, der unaufhörlich wie ein Heide fluchte, Thränen des Mitgefühles in das Auge getrieben.

Desto wilder aber war er über den Urheber dieser Unthat und die, wie er sagte „gottverfluchte" Richtung der Zeit, die in ihrer bis zum Aeußersten übertriebenen Sentimentalität und Hyperreligiosität nur noch Mondscheinseelen erzeuge und geradezu in das Narrenhaus führe.

Sein Fluchen und Wettern darüber war aber nur die derbe, soldatische Weise, die Bewegung seines edlen Herzens, sein inniges Mitgefühl und den Schmerz über die unselige Zeitrichtung, die ja auch seinen Sohn ergriffen, zu verbergen. Daß dieser mit Weihe in Verbindung gestanden, brachten den Alten nun gar in den Harnisch, so daß er den Entschluß faßte: Godard sofort vorzunehmen und ihm ein für allemal das Mondscheinthum auszutreiben. Er hatte indessen sein Hotel noch nicht erreicht, als auch der junge Graf die entsetzliche Nachricht schon empfing.

Aber welch' ganz andere Aufnahme fand diese hier.

Godard hörte die Erzählung mit einer Art angenehmem Schauer an. Seine Augen erweiterten sich dabei und funkelten in hoher Erregung über dies höchst poetische Evenement, über das er sich vornahm, sogleich an den Herrn Göthe zu berichten, damit dieser eine neue „Werther-Geschichte" daraus mache. Ueber des armen Candidaten Unglück zuckte er jedoch nur die Achsel: es ist mir leid, wegen mir selbst, dachte er dabei, man konnte den Menschen zu Allem gebrauchen;

übrigens ist ja jetzt für den armen Teufel am besten gesorgt. Sie werden ihn auf die Zeit seines Lebens in ein Irrenhaus stecken und da hat er wenigstens keine Nahrungssorgen mehr. Ich habe mir es indessen immer gedacht, daß die bis in's Verrückte übertriebene Religiosität den Menschen noch dahin bringen werde. Der Klopstock mit seiner Messiade hat ihm den Kopf verdreht. Es ist dies allerdings ein schönes, großartiges, bewunderungswürdiges Buch; aber er hätte es damit machen sollen wie ich: weil es mir gar zu großartig ist, lese ich es eben nicht; habe es aber prachtvoll einbinden lassen und ihm den ersten Platz in meiner Bibliothek eingeräumt.

Damit war bei Godard die Sache in Betreff des Candidaten abgemacht und er begab sich mit einer Hand voll Bisquit zu seinem Papagei, um diesen den Ruf: „Rahel! Rahel!" noch vollständig zu lehren.

In diesem Augenblicke trat auch der General, von seinen Besuchen zurückkehrend, in sein einfaches kasernenartiges Zimmer: „Herwisch!" rief er sogleich.

„Zu Befehl, Herr General!" — antwortete dieser.

„Sogleich zu meiner Mondscheinseele gehen ..... herkommen! .... Pulver und Blei!"

Der alte Unteroffizier machte linksumkehrt und ging.

Nach einigen Minuten erschien der junge Graf. Seine Mienen zeigten dabei durchaus nicht an, daß er

gern zum Vater kam. Denn da er diesen sonst nur im Speisesaal beim Mittagessen zu sehen pflegte, so deutete eine solche Extra-Zusammenkunft nie etwas Gutes an, und wenn er sich auch bewußt war, bei allen Rencontres mit dem Alten siegreich davon zu kommen, so war ihm doch schon des Vaters Art und Weise etwas ganz Entsetzliches, den gräßlichen Tabaksdampf gar nicht zu rechnen, den er bei dieser Gelegenheit mit in den Kauf nehmen mußte.

Wie aber erstaunte nun Godard erst, als er erfuhr, von was es sich handle, und der Vater — von Weihe's schrecklicher That anhebend — mit einer, dem Sohne gegenüber, sonst nie bewiesenen Energie gegen Mondscheinthum, alberne Sentimentalität, Herzensdürre, die sich hinter einer gemachten Gefühlsüberschwänglichkeit berge und so weiter unter einem ganzen Hagel von Donner und Blitz! — Bomben und Granaten! — und Millionen Himmel-Herr-Gott-Sacramenten! losfuhr, und von dem Sohne endlich ein für allemal verlangte: daß er sich von diesem weibischen Unsinn lossage!

Godard war unter all diesen Flüchen und entsetzlichen Redensarten, so wie von dem starken und beißenden Tabaksgeruch, der in des Vaters Zimmer saß und dessen eigenthümliche Atmosphäre ausmachte, ganz bleich geworden. Er fand es, als Mann von Herz und Geist,

von zarter Empfindung und feiner Bildung, eigentlich unter seiner Würde, sich hier nur zu vertheitigen.

„Herr! vergieb ihnen“ — dachte er dabei — „denn sie wissen nicht was sie thun!“ und er meinte damit die ganze alte Kriegsschule von Friedrich dem Großen, die, den König an der Spitze, gleich dem Vater dachte: Eisenfresser, Kriegsknechte, Menschen ohne Herz und höhere Cultur, veraltete Seelen, die der neueren Zeitrichtung schnurstracks entgegenstanden.

Was war da besseres zu thun, als mitleidig die Achseln zu zucken. Der Alte hatte zwar in Vielem recht, wenn er es auch plump herauspolterte; aber der Sohn hatte eben doch in Allem recht, weil er allein die Welt und das Leben verstand und der Alte nur aus der alten Zeit herrührte und nichts war . . . . . als Soldat!

Wie sich von selbst versteht, erhitzte sich dabei das Zwiegespräch immer mehr und mehr; der Vater ward durch den Widerspruch gereizter und wilder; der Sohn — der sich schon als einen Märtyrer für alles Edle, Erhabene, Zarte und Göttliche, in seiner Zeit fühlte — immer schwärmerischer.

Der Alte verlangte von dem Sohne endlich einmal ein ernstes, männliches Wesen und entschiedene Wahl eines, der äußeren Stellung entsprechenden Berufes! Der Sohn dagegen wies mit Indignation ein solches,

seinem Stande und seiner hochpoetischen Lebensauffassung geradezu widersprechendes Verlangen zurück.

Endlich kam der Alte so weit, Godard damit zu drohen, daß er seine Hand von ihm zurückziehen werde. Das aber war Wasser auf die Mühle des jungen Grafen: bleich wie der Tod — natürlich von Alteration und Tabaksgeruch — erhob er sich.

Ein edler Stolz, ein festes Selbstbewußtsein thronten auf seiner Stirne, Thränen eines tief verletzten, zartfühlenden Herzens traten in seine Augen und mit dem Ausdrucke der innersten Erschütterung tönte es von seinen Lippen:

„Vater, Vater! bedenken Sie, was Sie thun! Sie zertreten in harter Mißkennung ein edles Herz!"

„Narrenspossen zertrete ich!" — rief der Alte zornentflammend — „und mich soll ..... Himmel-Herr-Gott!"

„Schwören und fluchen Sie nicht!" — fuhr Godard leise fort — „mein Entschluß ist gefaßt."

„Meiner auch!" — rief der Alte. — „Folgst du mir nicht, so soll mich der leibhaftige Satan holen, wenn ich dir auch nur noch einen einzigen Thaler ..... Millionen-Schock-Schwerenoth!"

„Und ich!" — rief Godard schwärmerisch — „ich ..... ich werde! ....."

„Nun, was wird die Mondscheinseele?" — frug finster der Alte.

„Ich werde", — sagte jetzt Godard mit Grabeston —

„ich werde mich, wenn mir mein Vater seine Liebe entzieht ...... ich werde mich erschießen!"

Aber unglücklicherweise brachten Ton und Wort hier gerade den umgekehrten Eindruck hervor, den sie machen sollte, indem der Alte in ein furchtbares Lachen ausbrach und ein über das anderemal rief.

„Nein, mein Godard! um des Himmels Willen nicht! .... Kreuzschwerenoth! ..... das wäre schade um den Schuß Pulver!"

Aber dies Lachen und dieser Witz trafen Godard's fein gestimmte Seele tiefer, als eine Kugel sein Herz hätte treffen können. Nur einen schmerzlichen, mitleidsvollen Blick warf er dem Vater noch zu — dann verließ er eilig und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, das Zimmer mit der Tabaksatmosphäre.

Der Alte sah ihm finster nach: — „Meine Pfeife!" — herrschte er dann.

Herwisch reichte ihm eine gestopfte, zündete sie an und der General ging nun, dicke Dampfwolken zum Himmel blasend, wohl eine viertel Stunde mit großen Schritten in dem Gemache auf und ab.

Aber während dieser Zeit ging Manches in ihm vor. Einmal legte sich — wie immer — sein Zorn sehr bald; dann kam es ihm vor, als ob er gegen sein eigenes und einziges Kind doch ein wenig zu hart gewesen sei; — endlich stieg ihm auch einige Unruhe über die von dem Sohne ausgestoßene Drohung auf.

„Wenn der exaltirte Mensch nun Ernst machen würde!“ — brummte er vor sich hin; — „wenn .... alle Donnerwetter! .... Er ist immer der Sohn eines Soldaten; ich, zum Beispiel .... Millionen-Schwerenoth ....!“

Und der Alte wandte sich und rief: — „Herwisch!“

„Zu Befehl, Herr General!“ — entgegnete der Gerufene.

„Hast du gehört, was mein Sohn eben im Weggehen? ....“

„Allerdings, ich ....“

„Geh' mal hin und schau' zu, was er unternimmt, und wenn .... Millionen Bomben! ....“

„Verstehe schon! werde ....“

„Gut! .... du weißt .... Himmel-Herrgott! .... S'ist mein einziger ....“

„Weiß schon! Glaube aber nicht ....“

„Nicht räsonnirt! Links um, ... marsch!“ — Und Herwisch ging; aber er kam sehr bald wieder.

„Nun?“ — frug der General — „doch nicht ....?“

„Der Herr General können sich beruhigen, der junge Herr Graf ....“

„Zum Teufel! der Esel verschluckt seine Worte immer zur unrechten Zeit! Was ....“

„Nun!“ — meinte Herwisch mit dem leisen Anflug eines ironischen Lächelns, — „der junge Herr Graf sind eben mit der heitersten Miene von der Welt ....“

„Was denn! . . . .“

„In die Tanzstunde gefahren!“

„Desto besser!“ — brummte der General tief aufathmend und ein sanftes Grollen einiger Flüche ließ sich noch lange vernehmen.

Der ersten Liebe erste Ahnung.

Aber die Tanzstunden, an welchen Godard von Spiegel, Diebold von Briest, dessen Schwester, die beiden Humboldts, Rahel Levin und Henriette Herz Theil nahmen, hatten im Laufe der Zeit einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen. Sie waren für alle Betheiligten, zur Nebensache — die Stunden aber, welche man nach dem Unterrichte des Monsieur Ravage noch zusammenblieb — zur Hauptsache geworden.

Es hatte sich dies aber auf folgende Weise gemacht: der Tanzunterricht fand — der Verabredung mit den Eltern der jungen Damen und Herrn Kunth zufolge — stets im Hause der Baronin von Briest und unter der persönlichen Aufsicht dieser geistreichen Dame statt. Aber eben weil Frau von Briest Geist hatte, suchte sie den mechanischen Uebungen des Monsieur Ravage jedesmal auch noch irgend eine geistige Uebung, in der Form einer angenehmen Unterhaltung, beizugesellen. Man hatte, wie wir schon wissen, damit begonnen, nach vollendeter

Tanzstunde Charades en action aufzuführen, die eine Art kleiner Komödien abgaben, welche — in oberflächlichen Zügen und nur dem Gedanken nach — zu entwerfen jedesmal die Aufgabe eines Betheiligten war. Monsieur Ravage überwachte alsdann nur die Bewegungen, Stellungen und Gruppirungen der jungen Leute, um dem schönen Gedanken auch den schönstmöglichsten Ausdruck zu verleihen; sonst aber bewegte man sich völlig frei, und ließ, da die Ausführung auf der Inspiration des Augenblickes und einer raschen und lebhaften Improvisation beruhte, Witz und Laune den ungebundensten Lauf.

Man kann sich denken, wie bei der Mehrzahl der jungen Theilnehmer, die selbst Leute von Geist waren, diese Art Unterhaltung ansprach. Die Meisten wurden in der That leidenschaftlich dafür, bis plötzlich eine große literarische Erscheinung, die damals alle Welt in Anspruch nahm und zur höchsten Begeisterung hinriß, diesen Unterhaltungen eine andere Richtung gab. Der junge Dichter Schiller, um jene Zeit neben Goethe der zweite hellfunkelnde Stern am literarischen Himmel Deutschlands, hatte eben in der Zeitschrift Thalia seine Tragödie „Don Carlos" erscheinen lassen. Alle Welt war über dies Kunstwerk entzückt und so schlug die Baronin von Briest vor, daß man das Stück in den Stunden nach dem Tanzunterrichte lesen solle. Wie sich von selbst versteht, wurde dieser Vorschlag mit Jubel aufgenommen, und

dem „Don Carlos“ folgten dann später auch noch die schon früher erschienenen Tragödien Schiller's: „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“, so wie Goethe's „Clavigo.“

Die letztgenannten Stücke kannten nun freilich die meisten schon — mit Wilhelm und Alexander von Humboldt hatte sie Kunth selbst durchgenommen — aber der hochfliegende Enthusiasmus für die geistigen Schöpfungen der genannten beiden großen Dichter war damals so gewaltig, daß man ihre Werke nicht genug lesen konnte. Welche Nahrung für die ohnehin schon in Gefühlen und Idealen schwelgende Jugend jener Tage. Selbst Männer, wie Kunth, blieben nicht unberührt und auch Wilhelm von Humboldt, seinen natürlichen Anlagen zur Schwärmerei folgend, verfiel zum Theil dieser Richtung.*)

Um so merkwürdiger war es, daß der jüngere Humboldt, daß Alexander — der doch auch mitten in diesem Getriebe stand — nicht im Geringsten von dieser Zeitrichtung erfaßt wurde. Sein klarer, ruhiger Verstand hielt ihn völlig unberührt davon, wenn ihn auch die großen meisterhaften Dichtungen Schiller's und Goethe's nicht nur anzogen und fesselten, sondern auch zur Bewunderung hinrissen.

Hier, im Kreise der Freunde und der jungen Damen, nahm denn auch Alexander den wärmsten Antheil an den Vorlesungen, die gemeinschaftlich — das heißt: mit Aus-

---

*) Klenke: „Alexander von Humboldt.“ S. 23.

theilung der Rollen unter die Lesenden — vorgenommen wurden; zu Hause aber trat bei ihm die streng beobachtende Richtung des Geistes scharf und charakteristisch hervor, so daß er sich hier in allen freien Stunden namentlich mit der Natur beschäftigte, für deren Erscheinungsformen er einen auffallend empfänglichen Sinn offenbarte. Wilhelm hing mit Leidenschaft den ästhetischen Bestrebungen der Zeit nach, namentlich denen Schiller's und Goethe's; Alexander zog bald, in stiller Beschaulichkeit, des Letzteren naturwissenschaftliche Arbeiten vor und suchte durch deren Studium sein Wissen für die Erkenntniß der Naturerscheinungen anwendbar zu machen.

War das nicht für beide Brüder gemeinschaftlich eine wunderbar anregende, glückliche Zeit? Ja gewiß, sie war es, zumal auch noch eine andere Sonne ihre göttlichschönen Strahlen gerade damals zum erstenmale in ihre jungen Herzen warf. O, ihr seid begünstigte Kinder des Glücks! denn ihr habt ja niemals die irdische Sorge, das Schmachten des nach Wissenschaftsmitteln strebenden Geistes und dessen Ringen nach der Gelegenheit zur Anwendung des Errungenen kennen gelernt, was so manchen armen, oder aus unscheinbarer Familie stammenden, talentvollen Jüngling niederbeugt oder gänzlich lähmt. O! ihr seid begünstigte Kinder des Glücks! denn in welcher Zeit des geistigen Aufschwunges in Deutschland schlug euere Jugend Wurzel! — fernab von der bald darauf beginnenden Schwäche, inneren Staatsauflösung und sitt-

lichen Verderbniß, welcher mit jener platten Verstandes-Aufklärungssucht Hand in Hand ging, die die Nachfolger Nicolai's über Berlin verbreiteten. Diesem trockenen Lebensboden wurdet ihr glücklich noch zur rechten Zeit enthoben, während es der eigenen inneren Kraft, wie bei Alexander, und der festen und sicheren Leitung Kunth's, wie bei Wilhelm, gelang, euch von dem Uebermaße der unseligen Ueberschwänglichkeit jener Tage und ihren traurigen Consequenzen fern zu halten*).

Aber ihr seid ja auch doppelt begünstigte Kinder des Glücks, daß ihr einen so schönen Kreis jugendlicher Gefährten und Gefährtinnen gefunden habt. Wenn auch die Schlange im Paradiese schleicht, ... das Paradies bleibt doch schön! ... und wenn sich auch neben dem Großen und Göttlichen das Lächerliche brüstet, es reißt dem Erhabenen die Sternenkrone dennoch nicht vom Haupte!

Was aber ist das Alles gegen des Paradieses schönste Blume, die euch — von dem Schicksale bestimmt — hier zum erstenmale den süß duftenden Kelch öffnen sollte? Was ist das Alles gegen die stille Seligkeit, die der ersten Liebe erste Ahnung nun über euch ausgoß? ...

Ganz einfach und natürlich hatten sich, wie dies bei Tanzstunden zumeist der Fall, nach und nach kleine unschuldige Neigungen gebildet. Machen sich doch immer bei jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich öfter in

---

*) Klenke: a. a. O. S. 24.

irgend welchem Unterrichte sehen — namentlich im Tanzunterrichte, wo eine gegenseitig nähere Berührung gar nicht ausgeschlossen werden kann — gewisse Wahlverwandtschaften geltend. Diesem Zuge folgend, wandte sich Wilhelm von Humboldt, freilich nur in einer sich selbst noch nicht bewußten Neigung, der reizenden Briest zu; Diebold hatte, ohne es zu ahnen, an einer jungen Gräfin Cancrin, einer schmachtenden Blondine, eine Eroberung gemacht; während — wie wir wissen — sein Herz, so wie das des jungen Grafen Spiegel, der liebenswürdigen Rahel Levin gehörte.

Aber Herzensneigungen lassen sich nicht kommandiren: Rahel verlachte den eitlen sentimentalen Godard, während sie Diebold fürchtete und verachtete; dagegen schlug ihr kleines, jugendliches Herz seit der Revue von Spandau für Alexander von Humboldt, und auch diesem war mit Rahel etwas wunderbares begegnet.

Er hatte sich nämlich bis dahin, ebenso wie sein Bruder, aus Mädchen gar nichts gemacht, auch nie bei'm Anblick eines solchen irgend eine zarte Regung empfunden. Mädchen waren eigentlich für ihn gar nicht dagewesen, zumal er keine Schwester gehabt und sein ohnehin ernster Geist, schon von seiner ersten Entwicklung an, den Wissenschaften zugekehrt wurde. Aber was war es denn, das ihn auch jetzt namentlich an Rahel fesselte? Vor allen Dingen ihr lebhafter, Witz sprühender und doch oft so merkwürdig tief greifender Geist. Es ist

wahr, schon damals, als er Rahel auf der Revue zu Spandau zum erstenmale gesehen, hatte sie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Aber daran trug doch wohl in jener Stunde namentlich ihr kühnes Benehmen, die, bei einem so jungen Mädchen frappirende Energie, welche sie im Augenblick einer ungeheuren Gefahr gezeigt, die Schuld. Kühnheit, Festigkeit und Energie waren Dinge, die ein gar mächtiges Echo in der Brust Alexanders fanden; aber der Achtung, welche er diesen Dingen und ihrer Trägerin zollen mußte, gesellte sich doch, auch dort schon, noch ein anderes Gefüh bei, als Rahel ihr Auge aufschlug und ihr Blick ihn traf.

Dieses Aufschlagen der Augen hatte er seit jener Zeit nicht vergessen, und der Zauber der in ihm und den Blicken Rahels lag, wirkte jetzt bei näherem Umgang und Verbindung mit ihrem Geiste, doppelt mächtig auf Alexander ein.

So kam es denn, daß sich nachgerade ein gar eigenthümliches leises Leben und Weben in seinem Tiefinnersten kund gab; — ein Leben und Weben, das ihm bis dahin fremd gewesen und von dem er sich durchaus auch jetzt keine Rechenschaft geben konnte. Es war ihm nur unendlich wohl dabei; er fühlte sein ganzes Wesen so glücklich gehoben und getragen. Strebsamer noch im Guten, fleißiger selbst wie bisher noch in seinen Studien, sittlich strenger noch gegen sich selbst, ward Alles in ihm zu einem unaussprechlich heiteren Aufschwung.

Es lag wie Sonnengold über der Welt, über dem Leben und über seiner Seele; und wenn er im Geiste nach der Quelle schaute, von welcher all' diese Fülle warmer, belebender Strahlen ausging, so erblickte er ein reizendes Mädchenbild ... einen kleinen, schelmisch und doch auch wieder ernst blickenden Lockenkopf, schön geformt, durchgeistigt in den Zügen, die kindlich-lieben Wangen mit einem wunderbar zarten, rosigen Duft übergossen und ... wenn das Bild dann die bescheiden gesenkten Augenlieder mit den dunklen, dichten Wimpern sanft und langsam hob und nun, begleitet von einem hinreißenden Lächeln, der Stern des Auges seine zauberhaften Blicke sandte ... da schoß Alexander alles Blut nach Kopf und Herz, und in seiner Seele jauchzte es: Rahel! Rahel!

O! der Glückliche! dann hätte er ja die ganze Welt umarmen, Leben, Gut und Blut mit Freuden für sie, für die Menschheit, für irgend ein gutes Werk hingeben können ... und warum? ... es war ja der ersten Liebe erste Ahnung, die in seinem Herzen und in seinem Geiste aufdämmerte; ... dieser Strahl der unbedingt reinsten Seligkeit, die jemals in ein menschliches Herz fällt.

Aber diese beglückende Aufregung war für ihn nur Anregung zu neuem verdoppeltem Streben nach besser und edler werden; denn Rahel war ihm Ideal, wie Wilhelm das seine in Johanna fand: beide engelrein,

beide natürlich ohne den leisesten Fehler; . . . Heilige, über dem oft so unheilig bewegten Leben in rosiger Glorie schwebend.

Es versteht sich von selbst, daß diese Empfindungen eben nur Empfindungen im Grunde der noch kindlichen Herzen und Geheimniß eines jeden derselben blieben. Selbst unter den Brüdern war dies das erste Geheimniß, was sie vor einander hatten. Den Mädchen gegenüber waren Beide jetzt aber schüchterner, denn je.

Dafür gab es aber doch ein Herz, dem sie — ihr Glück zu verdoppeln — es mittheilen konnten, und das war das Herz ihres Freundes, des jungen Grafen Arnim. Freundschaft und Liebe bedürfen ja des Vertrauens, des tiefsten, des heiligsten, das dann zu einem um so schöneren und festeren Bande wird, so wie sie auch das innere Seelenleben mit einander theilen müssen. Und darin gerade lag ja für Alexander und Wilhelm die ganze Fülle ihres damaligen Jugendglücks, daß sie, bei dem kräftigsten Aufschwunge in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und dem ersten Ahnen der Liebe, auch einen Freund so ganz nach ihrem Herzen hatten. Sie waren ja so gut, wie eine Seele, und wie sie sich einander entgegen kamen und jeder seine Art zu sein in dem anderen aufzugeben schien, empfing jeder dieselbe, nur um so reiner und klarer, zurück.

Der Mensch muß Etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten

Kräften seines Daseins wirken kann. Alexander und Wilhelm fanden dies Etwas in der begeisterten Freundschaft, in deren Schooß sie denn auch mit jugendlicher Schüchternheit jetzt das Geheimniß ihrer Liebe senkten.

Aber dieß Geheimniß hatte längst ein Anderer erlauscht, der, nur zu früh in das Leben eingeweiht, mit Augen, deren Blick die Leidenschaft geschärft, seine Gefährten durchschaute.

Diebold von Briest, im Inneren tief verletzt durch Rahels Kälte gegen ihn und die Zurückweisung, die darin lag, erkannte gar bald — wie wir auch schon gesehen — die Neigung seiner Angebeteten, zu dem jüngeren Humboldt; so wie es ihm ein Leichtes war, an dem Erröthen und der Verlegenheit, die sich Alexanders bemächtigte, wenn er mit Rahel sprach oder deren Blick ihn traf, auf dessen Gegenliebe zu schließen.

Sein Schluß war denn auch im Grunde richtig, nur ging er zu weit; denn was Diebold für Liebe und Gegenliebe, ja — indem er nach sich selbst schloß — für Leidenschaft nahm, war hier von beiden Seiten nur die erste Ahnung einer, noch im Busen beider jungen Wesen schlummernden, Liebe .... eine heilige und reine Hinneigung ihrer beiden Seelen zu einander. Der Fluch der Eifersucht ist es indessen, immer mehr zu sehen, als vorhanden und immer schwärzer, als die Wirklichkeit es bietet. Diebold's Haß gegen Beide suchte daher auch so lange nach der Möglichkeit, Rahel und Alexander zu

vernichten und Godard — den er ebenfalls wegen seiner Liebe zu der kleinen Levin haßte — lächerlich zu machen, bis ein an Bosheit überreifer Plan vor ihm stand.

Der junge Graf Godard von Spiegel mußte ja in der Hand des gewürfelten Diebold ein um so leichteres Spielzeug abgeben, als er über die Maßen bornirt war und sein überreiztes Gefühlswesen ihn zu den tollsten Schritten fähig machte.

Briest spornte daher im Anfang Godard's Leidenschaft für Rahel aus allen Kräften an; ließ diesen auch glauben, daß Rahel sie erwiedere. So bald er aber den jungen Grafen auf das Aeußerste gebracht, kehrte er seine Mephistopheles-Natur heraus, zeigte dem Freunde n dem jüngeren Humboldt einen sehr zu fürchtenden Nebenbuhler und brachte somit Godard auf den Gipfel der Verzweiflung.

Der junge Graf war außer sich! ..... Er fühlte sich einen zweiten Werther! ..... Er recitirte ganze Abschnitte und Jeremiaden aus seinem Lieblingswerke und erklärte endlich seinem Freunde auf das entschiedenste: daß er sich erschießen werde.

Auf diesem Punkte wollte ihn aber Diebold haben. Schlau ging er in Godard's Verzweiflung ein, und verschaffte demselben sogar ein Paar vortreffliche Pistolen.

„Hier!" — sagte er, als er sie dem jungen Grafen bei verschlossenem Zimmer mit erheuchelter ernster und bekümmerter Miene überreichte — „hier hast du die ver-

langten Pistolen. Jetzt thue, was du vor Gott verantworten kannst. Der Allmächtige weiß, wie schwer es mir wird, diese Mordgewehre meinem besten Freunde in die Hand zu geben; aber freilich ..... du hast Recht ..... wer kann mit einem, um Liebe betrogenen und gebrochenen Herzen leben?"

Aber es war sonderbar, welche eigenthümliche Verlegenheit sich des jungen Grafen bemächtigte, als er das Kästchen mit den Pistolen vor sich auf dem Tische stehen sah.

„So? .... ja!" — stotterte er verwirrt. — „Ha! das sind also die Pistolen! .... Sieh, sieh! .... wie gut du bist! .... Ich bin dir unendlich dankbar."

Und Godard nahm, obgleich es eher kalt als warm im Zimmer war, das Schnupftuch und fuhr damit über seine Stirne.

„O, Freund meiner Seele!" — rief jetzt Diebold mit weichem Tone — „sprich mir um Gottes Willen dafür keinen Dank aus! Weiß ich doch selbst nicht, wie ich es verantworten will ....!"

„Nun!" .... — sagte Godard gedehnt, indem er das Schnupftuch um die Hand wickelte — „noch ist ja das Aeußerste nicht geschehen."

„Gott sei Dank!" — entgegnete Briest. — „Aber ich weiß, daß es geschehen wird. Was ein Spiegel sagt, steht unumstößlich fest ..... und dann gibt es hier ja auch nur zwei Auswege."

„Zwei?!“ — rief der junge Graf, sichtbarlich angenehm überrascht.

„Ja!“ — entgegnete Diebold. — „Aber du willst dich ja mit aller Gewalt erschießen. Ich für meinen Theil, hätte den anderen Ausweg gewählt.“

„Und .... was ist das für einer?“

„Nichts für dich, er ist zu prosaisch für deine edle hochfliegende Seele.“

„Nun, man kann ihn doch hören.“

„Herr meines Lebens!“ — rief Diebold jetzt in einem ganz anderen Tone. — „Glaubst du wohl, ich würde mir wegen dem Tegler Landjunker eine Kugel durch den Kopf jagen? oder überhaupt auf meine Liebe verzichten?“

„Aber was denn?“

„Mein müßte diese kleine Levin werden, um jeden Preis der Welt und noch dazu auf die romantischste Weise.“

„Ich begreife nicht!“

„Weil du zu hoch fliegst; weil du dich durchaus erschießen willst!“

„Nun!“ — sagte hier Godard, an einer Orange riechend, — „so durchaus muß es ja gerade nicht sein.“

„Freund!“ — rief bei diesen Worten Diebold mit schwer verbissenem Lächeln, — „laß dich in die Arme schließen, du bist dem Leben wiedergegeben!“

Und Briest umarmte Spiegel mit anscheinender Leidenschaft, obwohl jeder Schärfersehende sofort sein kaum verdecktes höhnisches Triumphiren erkannt haben würde.

„Aber welchem Leben!" — sagte jetzt Godard mit einem tiefen Seufzer.

„Dem herrlichsten von der Welt!" — rief Diebold — „wenn du meinen zweiten Ausweg ergreifst!"

„Ich kenne ihn ja noch nicht!"

„Nun denn, mit einem Worte: Du entführst die Levin!"

„Entführen?"

„Ist das nicht romantisch?"

„Aber wohin? und was dann?"

„Freund! ich habe alles schon für dich ausgedacht! — Aber das trockene Sprechen wird mir sauer, laß eine Flasche Burgunder bringen und ich setze dir die ganze Geschichte ausführlich auseinander."

Der junge Graf Spiegel ergriff die silberne Schelle, läutete und befahl dem eintretenden Lakei: Eine Flasche vom feinsten Burgunder und eine spanische Cigarre zu bringen; denn er selbst rauchte aus ästhetischen Rücksichten nie.

Als der Diener das Verlangte gebracht und die beiden Freunde wieder allein waren, Godard auch das unangenehme Kästchen mit den Pistolen vorsichtig bei Seite gesetzt und Diebold seine Cigarre angezündet hatte, hub letzterer an:

„Sieh, Godard, der Mensch muß vor allen Dingen praktisch sein. Wenn ich, als Edelmann, liebe, und noch dazu so eine kleine, bürgerliche ...... nun, du weißt ja! ..... so will ich auch etwas davon haben!"

„Diebold!“ — rief hier fast beleidigt der junge Graf Spiegel.

„Nun!“ – sagte Briest lachend — „sei nur so kein Rigorist und gräulicher Aesthetiker! ich meine ja nur: Gegenliebe!“

„Wenn aber die Angebetete einen Anderen liebt!“ — rief hier Godard wieder im Werther-Tone.

„Bah!“ — sagte Diebold — „daß weiß ich besser! Rahel liebt im Grunde ihres Herzens nur dich .....“

„Woher weißt du das? wie kannst du es wissen?“

„Wenn ich nun den Beweis dafür schwarz auf weiß in Händen habe?“

„Unmöglich!“

„Durchaus nicht! Habe ich nicht eine Schwester, die Rahel's Busenfreundin ist?“

„Allerdings!“

„Mädchen können aber, wie du weißt, die Geheimnisse ihres Herzens nie bei sich behalten; das muß geplaudert oder gekritzelt werden. Ich glaube sie nennen dies: süße Herzensergüsse.“

„Spotte nicht über so heilige Gefühle.“

„Da habe ich denn einen solchen Herzenserguß erwischt!“

„Wie denn? Wäre es möglich?!“ — rief hier der junge Graf außer sich vor Entzücken. — „Und von Rahel, und er bestätigt .....“

„Was ich vorhin sagte!“ — entgegnete Diebold.

„O gib! gib!“

„Langsam!“

„Martere mich nicht!“

„Du hast mein Freundesherz auch mit dem schrecklichen Entschlusse, dich zu erschießen, gemartert!“ — sagte Briest mit verbissenem Hohn.

„O, das ist jetzt vorbei!“ — rief Godard. — „Laß mich nur sehen .....!“

Diebold zog ein kleines duftendes Briefchen aus seiner Brusttasche und gab es dem Grafen. Es war von Rahel und an Johanna gerichtet. Godard griff rasch danach. Hätte er aber dabei dem Freunde in die Augen geblickt, wäre er seiner Sache wohl nicht so sicher geblieben; der triumphirende Blick Diebolds hätte ihn vorsichtig gemacht. Wie sollte auch Rahel an Johanna dasjenige schreiben, was sie ihr ja täglich hundertmal mündlich anvertrauen konnte. Aber Leidenschaft macht blind, und darauf hatte Diebold, als er den Brief selbst mit verstellter Hand schrieb, gerechnet.

Godard las indessen die Zeilen mit steigendem Entzücken; enthielten sie doch in mädchenhaften Ausdrücken das Geständniß Rahel's: daß sie den jungen Grafen Spiegel leidenschaftlich liebe und nur anscheinend so kalt gegen ihn sei, weil ja doch nie von einer öffentlichen Verbindung mit ihm die Rede sein könne. „O!“ — schrieb sie dabei in schwärmerischer Weise — „meiner Seele Heil, mein Alles setzte ich daran, ihm zu gehören.

Aber ich muß ja auch zweifeln, daß er mich liebt, da er mir noch nie Beweise davon gegeben. Der junge Humboldt dagegen ....."

Godard zerknitterte hier zu Diebold's Freude den Brief.

„O! ich wahnsinniger Mensch!" — rief der Graf dabei — „ich habe dies alles nicht erkannt und war darauf und daran mich zu erschießen! — Diebold! Diebold! wie soll ich dir danken! Aber jetzt sage mir auch, was ich machen soll, denn ich habe vor Entzücken völlig den Kopf verloren!"

„Gut!" — sagte der junge Baron von Briest, ein Glas Burgunder langsam hinunter schlürfend, um die Freude seines Herzens nicht zu verrathen. — „Die Sache ist ganz einfach: Rahel liebt dich, wie du gelesen hast, leidenschaftlich; Sie ist bereit Alles daran zu setzen, dir zu gehören. Daß nun von einer öffentlichen Heirath nicht die Rede sein kann, ist natürlich: einmal der Standes-Unterschiede wegen, und dann, weil ihr beide noch viel zu jung seid."

„Nun und?"

„So verlobt euch geheim, schwört euch geheim ewige Liebe."

„O Rahel, Rahel!" — rief Godard in stiller Verzückung. Dann sagte er plötzlich — „Geheim! aber wie und wo."

„Mädchen" — fuhr Diebold mit einem Seitenblick

nach dem Freunde fort, der Mephistopheles Ehre gemacht haben würde — „Mädchen wollen zu solchen Schritten immer gezwungen sein! also .... eine Entführung! das ist romantisch, das gewinnt schon von vorn herein das Herz der Holden."

„Aber ....."

„Fehlt es dir an Muth?"

„Gewiß nicht!"

„Sonst hätte ich Rahel auch Recht geben müssen, wenn sie sich in dem Briefe an meine Schwester darüber beklagt, daß du ihr noch nie Beweise deiner Liebe gegeben."

„Weiter, weiter!" — rief Godard mit glühendem Kopfe — „ich werde handeln; ich werde alles so machen wie du es angibst."

„Also!" — sagte Diebold lauernd — „ich bereite die ganze Sache vor. — Morgen ist Johanna's Geburtstag. Wir feiern ihn, wie du weißt, den Morgen auf unserem Gute bei Potsdam. Rahel ist auch dabei und du kommst ebenfalls. Wenn nun die kleine Levin gegen Mittag nach der Stadt zurückfährt, lege ich es so an, daß du zu ihr in den Wagen kommst. Dann fährt der Kutscher, der von mir seine Befehle erhält, statt nach Berlin nach einem einzeln gelegenen Hause, welches mir wohl bekannt ist. Dort findet ihr ein Zimmer und einen Geistlichen. Du erklärst dich schon im Hinfahren

und dort geht denn auch im Geheimen die Verlobung vor sich."

„Diebold .....!"

„Rahel, das kann ich mir im voraus denken, wird sich im Anfange mädchenhaft sträuben; aber nur Muth und Ausdauer. Versteht sich von selbst, daß du weder meiner noch des Briefes gedenkst. Ist die Sache dort abgemacht, ist Rahel dein durch Entführung und geheime Verlobung ...... nun, so steht dir Glücklichen der Himmel offen ...... und der junge Graf Spiegel wird wissen ....."

„Schweige, Diebold, schweige!" — rief Godard, indem er sich mit beiden Händen nach dem glühenden, schwindelnden Kopfe faßte. — „Ich kann mich vor Entzücken bei diesem Gedanken nicht fassen. Wenn nur Rahel auch nachgibt."

„Hast du den Brief nicht gelesen?"

„Allerdings! Zwischen dem schriftlichen Herzensergusse eines Mädchens aber und der thatsächlichen ....."

„Nun so erschieße dich!" — rief Diebold ungeduldig aufspringend — „oder laß dir den Tegler Landjunker vorkommen."

„Nein!" — sagte Godard, noch immer wie berauscht von der Vorahnung seines Glückes — „keines von beiden. Ich bin Mann und will der Geliebten die gewünschten Beweise meiner unaussprechlichen Liebe für sie geben!"

„So ist es recht!" — rief Diebold mit triumphirendem Blick. — „Du mußt Mann und Sieger sein, und der Lohn . . . . ."

„Stille!"

„Ich beneide Dich darum. Also morgen . . . . ."

„Wie abgesprochen."

Und die beiden Freunde reichten sich die Hand und schieden. Als Diebold das Hotel verlassen, lachte er laut auf: „Welch' ein Gimpel!" — sagte er dann leise vor sich hin. — „Der Mensch hat sich mit seiner Werther-Schwindelei und Sentimentalität förmlich um den Rest seines Bischen Verstandes gebracht. Aber er gibt deshalb ein köstliches Werkzeug meiner Rache ab. Warte nur, du kleine, stolze Puppe . . . . . . mit dem kommenden Tage ist dein Ruf auf ewig untergraben, und wenn du auch so heilig und so rein wie eine Taube bist. Dein süßer Junge aber soll dich verachten; an ein weiteres Zusammentreffen zwischen euch ist dann nicht mehr zu denken, und der Gram wird ihm das Herz abfressen, während sich mein Gimpel von Godard so lächerlich vor Gott und der Welt machen wird, daß er sich nirgends mehr zeigen kann. — Aber jetzt, rasch an das Werk! Die Vorkehrungen müssen noch heute getroffen werden."

Und mit diesen Worten eilte Diebold von Briest seiner Wohnung zu.

Die Entführung.

Die Festlichkeiten des folgenden Tages waren vorüber. Es ging gegen Mittag und Rahel Levin sollte mit der Frau Baronin von Briest, ihrer Tochter Johanna und dem jungen Grafen von Spiegel nach Berlin zurückfahren.

Alle Viere waren auch bereits schon eingestiegen, als eine Equipage aus der Hauptstadt ankam und zum Erstaunen der Baronin einen Besuch brachte, der eben so selten als unangenehm für sie war, da er aus einer älteren und jüngeren Dame bestand, die gerade nicht des besten Rufes genossen. Dennoch war ihre Stellung zu der Familie Briest der Art, daß die Baronin und ihre Tochter sie nicht unbeachtet lassen konnten, und da sie auch Diebold mit ungewöhnlicher Artigkeit und Freundlichkeit empfing — die Blicke dankbaren Einverständnisses, die hier gewechselt wurden, entgingen der Baronin — sah sich diese und ihre Tochter genöthigt auszusteigen.

Rahel gerieth dadurch in die größte Verlegenheit. Sie hatte zu Hause mit Bestimmtheit ihre Rückkunft

zum Mittagessen angesagt, — wußte, wie streng die Mutter auf die Erfüllung eines solchen Versprechens hielt und mochte doch um keinen Preis mit Godard allein zurückfahren. Sie kämpfte daher einen Moment mit sich selbst und wollte eben, den Bitten des Grafen zuwider, gleichfalls aussteigen, als der Schlag des Wagens zugeschlagen wurde und die Pferde in vollem Trab davon saußten.

Jetzt freilich war für Rahel jede Weigerung zu spät, auch fing sie an, sich einer solchen zu schämen, da sie sich geistige Kraft genug zutraute, eine allenfallsige Albernheit Godard's genügend in die Schranken der Schicklichkeit und Vernunft zurückzuweisen. Uebrigens schien im ersten Augenblick eine solche Voraussetzung thöricht, da sich die kleine Levin gestehen mußte, Godard von Spiegel noch nie so verlegen wie jetzt gesehen zu haben. Bald freilich fing der junge Graf tief zu seufzen und leise zu stöhnen an; aber dies verliebte Wesen lächerte das muthwillige Mädchen im Geheimen und als er endlich mit den schwärmerischsten Liebeserklärungen herausrückte, kam er Rahel so albern und zugleich so komisch vor, daß sie lachend und scherzend auf die Sache einging. Bald indessen entging es doch ihrem Scharfsinn nicht, daß der junge Mann mit allem Ernste um ihre Liebe warb, und sich dabei in seinen überschwänglichen Reden auf gewisse Voraussetzungen stützte, die ihr ganz fremd waren. Noch mehr überraschte es sie, als sie bei

einem zufälligen Blick aus dem Wagen gewahrte, daß der Kutscher einen ganz anderen Weg, als den nach Berlin eingeschlagen hatte. Rahel erkannte sofort, daß hier etwas Verdächtiges gegen sie im Werke sei; aber sie hatte Geist genug, ihr Erschrecken nicht zu zeigen, und — in einem Momente ihre Lage überschauend — war sie darin mit sich einig, daß sie sich auf keine Weise besser aus dieser fatalen Schlinge zu ziehen vermöchte, als wenn sie, ihrer bisherigen Rolle treu, auf Godard's Tollheit eingehe.

Eine wirkliche Furcht überkam sie dabei nicht; denn jetzt bäumte sich in ihrer Brust der Stolz einer edlen Seele, und der gerechte Zorn über ein so frevelhaftes Spiel mit ihr und ihrem guten Namen erzeugte in ihr den festen Entschluß: sich eclatant an dem Grafen zu rächen. Um aber Herrin der Situation zu werden, mußte sie Godard's Vorhaben ganz kennen. Das war denn auch wirklich für Rahel, dem jungen Grafen gegenüber, keine schwere Aufgabe; kaum aber wußte sie — als sie Godard nun alles entlockt — ob sie mehr über den hirnverbrannten Wahnsinn oder den frevelhaften Uebermuth dieses tollen Unternehmens staunen solle. Plötzlich durchzuckte es sie wie ein Blitz ...... es war kein Zweifel mehr, sie war in eine Schlinge des rachebrütenden Diebold gegangen. Jetzt aber überkam sie ein wirklicher Schreck: Godard war zu verlachen und zu verachten, Diebold aber zu fürchten. Der begnügte sich gewiß nicht mit dieser

Farce; sondern hier barg sich mehr und Gefährliches. Noch sann sie darüber nach, als der Wagen an einem einsamen Hause hielt.

„Wir sind am Ziele!“ — sagte Godard und bat Rahel auszusteigen. Rahel gehorchte und der Graf nahm ihr verzweifeltes Hin- und Hersinnen auf Rettung, für eine mädchenhafte Verwirrung bei dem Gedanken an den großen Schritt, den sie jetzt thun solle.

Sie traten in ein anständig möblirtes Zimmer.

„Sprachen Sie mir nicht von einem Geistlichen!“ — hub jetzt das Mädchen mit einem durchdringenden Blick auf Godard an.

„Allerdings!“ — entgegnete dieser zärtlich lächelnd, — „in dessen Händen wir unseren Verspruch, den Schwur unserer ewigen Liebe niederlegen wollen.“

„Graf!“ — sagte jetzt Rahel, roth vor Zorn und Scham, sich aber dennoch bewältigend — „Sie werden einsehen, wie wichtig dieser Schritt für mich ist. — Lassen Sie mich auf kurze Zeit mit dem Geistlichen allein.“

„Von Herzen gern, mein Engel!“ — rief Godard, der sich kaum vor Glück zu fassen wußte, daß Rahel so willfährig. — „Ich gehe sogleich, den Mann Gottes zu holen.“

Rahel blieb klopfenden Herzens zurück: wie sollte dies unselige Abenteuer enden? Es gab nur einen Ausweg. Durch denjenigen Mann, den sie jetzt erwartete, war einzig und allein Rettung möglich. Wenn er —

ein gesetzlicher Vertreter der Religion, der Moral und der Sitte — den Sachverhalt erfuhr, mußte er ja der betrogenen Tochter des angesehenen Levin Marcus sofort Beistand leisten und dafür sorgen, daß sie unter seinem Schutze in die Arme ihrer Mutter zurückkehren könne. Rahel überdachte dies rasch. In demselben Augenblicke pochte es an die Thüre, sie öffnete sich und ein Mann im kirchlichen Rocke trat ein. In dem gleichen Momente aber ward Rahel blaß wie der Tod.

„Gnädiges Fräulein haben befohlen?“ — sagte der Eingetretene in einem halb unterwürfigen, halb salbungsreichen Tone.

Rahel Levin, die sonst so starke, hielt sich zitternd an einem Stuhle: „Sie sind ....“ sagte sie dann mit schwacher Stimme.

„Ich bin Pastor Hainleide von Potsdam.“

„Und haben den Auftrag?“

„Einem heiligen Bündniß der Liebe den Segen des Allmächtigen zu geben.“

„Sie betrachten diese Handlung also als eine kirchliche Function?“

„Gewiß!“

„Und finden sie vor Gott und den Menschen gerechtfertigt.“

„Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.“

„Sind Sie also bereit, mich dem Grafen zu verloben?"

„Ja, zu jeder Minute."

Rahel hielt inne; dann frug sie plötzlich: „Wollen Sie mir beschwören, daß Sie der Pastor Hainleide von Potsdam sind?"

Der Mann im schwarzen Rocke stockte einen Moment, dann sagte er rasch und entschieden: „Ja!"

In diesem Augenblicke aber ging eine merkwürdige Veränderung mit Rahel vor: sie, die bisher blaß wie der Tod gewesen, und, fast in sich zusammenbrechend, wie Espenlaub gezittert hatte, richtete sich jetzt mit einemmale hoch auf, so daß die sonst kleine und nette Figur in der That etwas Imponirendes erhielt, ihre Augen sprühten, in dem Feuer eines edlen Zornes, der auch ihre Wangen jetzt hoch erglühen ließ, vernichtende Blitze; ihre Brust hob sich stürmisch, und, mit der linken Hand krampfhaft die Lehne eines neben ihr stehenden Stuhles erfassend, den Kopf zurückgeworfen, den rechten Arm nach dem Manne in dem kirchlichen Rocke gebieterisch ausgestreckt, rief sie mit dem Ausdrucke der höchsten Indignation: „Sie sind nicht Pastor Hainleide! Sie sind kein Geistlicher! Sie sind ein Schurke! .... für Geld zu einer Schandthat gedungen!"

Jetzt war die Reihe des Erblassens an dem Manne der Kirche; aber er faßte sich rasch und sich mit finsterer Miene aufrichtend, sagte er:

„Fräulein! wie können Sie es wagen" ....

„Kein Wort!“ — rief Rahel — „mich täuschen Sie nicht; aber ich will Ihnen auch sagen, wer Sie zu diesem schmäligen Betruge gedungen hat: Sie sind durch Herrn von Briest bestochen.“

„Ich weiß nicht ....“

„Aber ich weiß, was ich sage!“ — fuhr Rahel mit einer solch’ vernichtenden Weise fort, daß der Mann im schwarzen Rocke sichtlich an Fassung verlor. — „Und ich will Ihnen sagen, wenn Sie es noch nicht wissen, was Sie für dies frevelhafte Spiel mit der Kirche und ihren heiligen Functionen erwartet, denn König Friedrich versteht in solchen Dingen keinen Spaß und an ihn, an ihn selbst, wende ich mich noch heute! ... Sie erwartet für den Rest ihres Lebens Spandau!“

Rahel hatte dies mit einer solchen Vehemence und Energie gesagt, daß der vermeintliche Pastor unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Ohne Zweifel ward er sich jetzt selbst über die Gefährlichkeit der Rolle klar, die er übernommen hatte. Des Königs unerbittliche Strenge in solchen Dingen war bekannt und lebenslängliche Festung eine eben nicht reizende Aussicht. Verstellung half auch nichts mehr, er warf sich daher Rahel zu Füßen und bat sie flehendlich: ihm zu vergeben und dem Könige keine Anzeige von dem Betrug zu machen.

„Wer hat Sie zu diesem Schurkenstreiche gedungen?“ — rief Rahel.

Der Knieende zögerte .... endlich nannte er Briest.

„Und wo befinden wir uns!"

„Ganz nahe bei Sanssouci."

„Nahe bei Sanssouci!" — rief Rahel freudig.

„Um Gottes Willen, Sie werden doch nicht ....!"

„Ich werde den König zu meiner Hülfe rufen!"

„Gnade! Gnade!"

„Ihre Rettung und Begnadigung steht in ihrer Hand!"

„Wie so? sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Wenn Sie auf der Stelle und unbedingt thun, was ich Ihnen befehle, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß Ihnen nichts geschehen soll."

„Aber werden Sie dies Wort auch halten können?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen."

„Nun denn!" — sagte der Mann, indem er sich erhob — „ich baue auf Sie."

„Haben Sie ein Stückchen Papier? .... einen Bleistift besitze ich."

Das Gewünschte fand sich: Rahel schrieb ein paar flüchtige Worte, legte das Papier zusammen, gab es dem vermeintlichen Hainleide und sagte:

„Verlassen Sie mich jetzt, als ob nichts unter uns geschehen sei. Hat sich dann der Graf wieder herauf zu mir begeben, entledigen Sie sich ihres Priesterrockes und eilen, was Sie nur können, nach Sanssouci, wo Sie dem Könige dies Billet übergeben."

„Aber Fräulein!"

„Wollen Sie nach Spandau?"

„Ich gehorche.“

„Thun Sie das, und schnell und pünktlich .... und ich werde Ihnen nicht nur Verzeihung verschaffen, sondern auch diesen Dienst mit dem Doppelten lohnen, was Ihnen Briest für den Schurkenstreich gab.“

Die strahlenden Mienen des Verführten bewiesen, daß Rahel richtig gerechnet hatte.

„Ich eile, was ich kann!“ — sagte er, grüßte und verschwand durch die Thüre.

Rahel athmete hoch auf: „Gerettet!“ — sagte sie dann — „aber um welchen Preis! Die arme Johanna und ihre gute Mutter .... aber ich kann nicht anders .... ich bin es meinem Namen und meiner Ehre schuldig.“

Ein leises Pochen an der Thüre kündigte jetzt Godard an. Rahel empfing ihn mit Gemessenheit.

„Sind Sie jetzt mit sich im Klaren, meine Angebetete?“ — frug Godard.

„O ja, Herr Graf, vollständig!“ — entgegnete Rahel, indem sie sich ruhig auf dem Sopha niederließ. — „Indessen glaube ich nicht, daß Sie es sind. Nehmen Sie gefälligst jenen Stuhl, setzen Sie sich mir dort gegenüber, und erklären Sie mir jetzt einmal ruhig und deutlich, was denn diese Entführungsgeschichte soll und was Sie denn eigentlich beabsichtigen!“

„Aber Rahel! göttliches Mädchen!“ — rief der Graf erstaunt — „ich habe Ihnen ja das Alles schon in dem Wagen gesagt.“

„Da hörte ich nichts.“

„Wie?“

„Ich war verwirrt, durch das Unerhörte Ihres Benehmens betäubt. Jetzt aber will ich wissen, was das alles bedeutet!“

„Nun denn!“ — rief Godard — „so hören Sie noch einmal ....“

Und der junge Graf wiederholte in glühender, schwärmerischer Rede, was ihn zu der Entführung bewogen und was er mit ihr beabsichtige; aber er ahnte nicht, daß an der Thüre, die in das zur linken Seite gelegene Nebenzimmer führte, das Ohr eines Lauschers lag, dessen hämisches, triumphirendes Lachen ein Herz voll Bosheit und Rachedurst bekundete.

Es war Diebold von Briest, der den beiden Flüchtlingen auf raschem Pferde nachgeeilt war.

Ein Tag auf Sanssouci.

Es herrschte an diesem Tage große Stille in Sanssouci.

Das heitere Gespräch, das einst von Geist und Laune übersprudelte, ist allgemach verhallt; Flöte und Saitenspiel erklingen schon geraume Zeit nicht mehr in den Räumen, die ihnen gewidmet waren. Aber Eines schwindet nicht: Eines ist es, was des Königs unbesieglichen Geist trotz aller Entbehrungen, trotz all der Last, mit welcher Alter und Krankheit den Körper drücken, immer auf's Neue frisch und jugendlich macht: es ist die unausgesetzte Beschäftigung mit der Wissenschaft. Friedrich ist alt, sehr alt und mürbe geworden; aber sein Geist saugt fort und fort, wie in den Zeiten des jugendlichen Wissensdranges, neue lebenskräftige Nahrung aus den Werken des griechischen und römischen Alterthums und aus jenen, welche die Heroen der französischen Literatur hinterlassen haben. Neu und immer neu bleibt des alten Königs jugendliche Begeisterung; mit immer wiederkehrender Liebe

erfreut und erwärmt er sich an den Schönheiten, durch die ihm einst das Auge des Geistes geöffnet ward.

Und hat der König denn die eigene geistige Schöpferkraft nicht selbst bethätigt? Schon unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege schrieb er die Geschichte desselben; dann gab ihm die Geschichte der Theilung Polens und die des baierischen Erbfolgekrieges Anlaß zu historischer Darstellung, so daß die Welt, neben der Geschichte von Friedrich's Vorgängern, zugleich fast die ganze lange Reihe der politischen Ereignisse, an welchen er selbst seit Beginn des ersten schlesischen Krieges Theil gehabt, von seiner Hand und nach seiner eigenenen Anschauung aufgezeichnet besitzt, — eine Reihe historischer Werke, wie in ähnlicher Beziehung keine zweite vorhanden ist.

Aber es ist, wie gesagt, still und immer stiller auf Sanssouci geworden — auch die Feder des königlichen Schriftstellers ruht: die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht haben sich eingestellt. „Bald belustigt sich" — schrieb Friedrich in diesen Tagen an einen Freund — „bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh, bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen."

Aber den Geist Friedrich des Großen beugten die Schwächen des Körpers nicht. Heiterkeit und Zufriedenheit thronten meist in seinem Herzen, und kein Zeichen von Schmerz, keine Klage kam über seine Lippen.

Trat ihn über Nacht bisweilen die Engbrüstigkeit zu heftig an, so rief er ganz leise, um die im Nebenzimmer schlafende Bedienung nicht zu wecken, einen der beiden Lakeien, die bei ihm wachten, zu sich und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten.

Aber deswegen ruhte die Arbeit und die Sorge für den Staat keinen Augenblick. Die Kabinetsräthe, die sonst gewöhnlich um sechs oder sieben Uhr erschienen waren, wurden jetzt bereits um vier und fünf Uhr Morgens berufen. „Mein Zustand" — so kündigte Friedrich den Räthen diese, freilich unbequeme, Neuerung an — „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die indessen für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

So war es auch heute geschehen; aber nach vollendetem Kabinetsrath hatte der König eine Nachricht empfangen, die ihn so gewaltig erschütterte, daß er zwei Stunden lange keine Seele vor sich ließ; sein alter, treuer Zieten, sein letzter Freund und alter Waffengenosse war gestorben. Als er endlich in das Audienzzimmer trat, war er sehr ernst. Niemand, auch nicht die anwesenden Generale, wagte die unselige Neuigkeit zu berühren, da fing Friedrich selbst davon an und sagte:

„Also auch Zieten ist todt! Nun, er hat sich auch bei seinem Tode noch als General gezeigt. Im Kriege

commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm bald folgen!"

Der König fertigte nun die Audienzen rascher und ernster ab, als gewöhnlich. Zuletzt war nur noch eine Deputation von schlichten und einfachen Männern zugegen. Es waren Bürger der Stadt Greiffenberg in Schlesien, die, durch ihren Leinwandhandel ausgezeichnet, das Jahr vorher ganz abgebrannt war. Der König hatte damals sehr ansehnliche Gelder zu ihrem raschen Wiederaufbau hergegeben, und die gegenwärtige Deputation sollte ihm den Dank der gesammten Bürgerschaft überbringen.

„Und was hat Er?" — frug Friedrich jetzt, als er sich dem Sprecher derselben gegenübersah:

„Eure königliche Majestät!" — sagte der Mann mit ungeschickter Verbeugung aber mit einer Stimme, die vor aufrichtiger Rührung zitterte — „wir sind aus Schlesien gekommen, um Ihnen im Namen der abgebrannten Greiffenberger den allersubmissesten Dank abzustatten für das zur Aufbauung unserer Häuser verliehene Gnadengeschenk. Freilich ist der Dank eines Staubes, wie wir sind, ganz unbedeutend und ein Nichts. Wir werden aber Gott aus ganzem Herzen bitten, daß er Euere Majestät für dieses königliche Geschenk, für das Sie Tausende segnen, reich belohne!"

Unwillkürlich und sich selbst vergessend hielt bei diesen

Worten der alte Leineweber dem König die schwielige Hand hin, um sie ihm dankbar zu drücken. Friedrich sah es, reichte ihm die seine, schüttelte sie herzlich und sagte, Thränen im Auge:

„Ihr habt nicht nöthig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!" *)

Und der Deputation gnädig zunickend, zog er sich in sein Zimmer zurück.

Wie still, wie einsam war es hier ..... wie einsam war es in des Königs Herzen. Millionen nannte er seine Unterthanen, und ..... er war allein, ganz allein! — Einen großen König, einen gewaltigen Helden, nannte ihn die Welt, und ..... er fühlte sich als ein alter, schwacher, dem Grabe nahegerückter Mann!

Wie ein müder Wanderer an bald erreichtem Ziele hielt er jetzt an und schaute im Geiste auf den langen, langen Weg zurück, der hinter ihm lag.

„Ja!" — sagte er jetzt leise vor sich hin — „man muß nur die Dinge nehmen, wie sie sind. Auch das Alter, auch der Tod liegt in der Natur begründet. Die Natur aber ist eine Macht, an der man die reinste Freude haben kann, wenn man mit allen ihren Erscheinungen und Entwicklungen ruhig fortlebt und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, in dem es

*) Friedrichs II. eigene Worte.

nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich sei, wenn nur das Ziel erreicht, der Kreislauf vollendet wird. Ist es daher nicht eine Thorheit, wenn man sich fragt: welches Alter, ob Jugend oder Reife oder sonst einen Lebensabschnitt man vorziehen möchte. Es ist ja doch immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in einem zu bleiben."

Friedrich hielt hier inne, während seine großen Augen voll Geistestiefe gedankenvoll in die Ferne blickten, dann sagte er plötzlich:

„Der Reiz der Jugend besteht freilich in einem heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben; aber wäre er denn nicht dahin, wenn es uns je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade gehen, um eine Last zu heben. Und ist es mit dem Alter anders? es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts Anderes, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren."

Der König schwieg abermals und ging, auf seinen Krückenstock gestützt, langsam im Zimmer auf und ab.

„Verlassen wird!" — wiederholte er endlich. — „Ja! und hier stoße ich auf das, was jetzt Noth thut. Zieten ist fort ...... ich fühle es, daß ich bald ..... sehr bald folgen werde, und wenn das ein verständiger

Mann fühlt .... bestellt er sein Haus. — Ich will meinen letzten Willen niederschreiben."

Und der König setzte sich an seinen Schreibtisch, legte Hut und Stock ab, nahm Papier und Feder und begann zu schreiben. — Er schrieb lange und emsig — hielt oft an — und schrieb wieder. Sein ganzes Wesen zeigte dabei einen hohen Ernst aber auch Ruhe und selbst innere Heiterkeit.

Endlich war das Werk vollendet; Friedrich legte die Feder bei Seite, lehnte sich ermüdet in seinen Sessel zurück und schloß auf einige Minuten die Augen. Als er sie wieder öffnete, strahlten sie im alten Glanze und mit dem ihm eigenen Wohlklange der Stimme sagte er:

„So wäre denn mit dieser Welt abgeschlossen, und wie ich denke, auf ehrenhafte Weise. Aber lesen wir das Geschriebene noch einmal durch .... ein letzter Wille ist immer eine ernste, wohlzuüberlegende Sache."

Und der große König nahm die Blätter und las mit lauter Stimme sein Testament:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht bestrebt, den

Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen."

„Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen."

„Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlößer, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenäle, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, die Gold- und

Silberservicen, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volkes angewandt werden darf."

„Sollte es sich nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille."

„Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schloße frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung beweisen, die ihr, als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebühret."

„Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann.

Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen."

„Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein."

Hierauf durchflog der König halblaut die besonderen Bedingungen für die letztere Bestimmung und die Legate, welche der Nachfolger bezahlen solle. Dann fuhr er lauter fort:

„Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind; daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihrer Einsicht, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben."

„Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und

übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ungefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth, als die Uebrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben und nicht zu vergessen, im Nothfall ihr persönliches Interesse dem Wohle des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern."

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, — möge es, in Rücksicht auf die Finanzen, der am besten verwaltete, — möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!" —

Der König schwieg tief ergriffen, ... dann fuhr er mit der Hand über Stirne und Augen und versank in ein tiefes Nachdenken.

Stunden waren seitdem vergangen, Friedrich hatte still und einfach zu Mittag gespeist. Eine ganz eigenthümliche Ruhe und Heiterkeit schien sich seiner bemächtigt zu haben, und jetzt verlangte er sogar nach seinem

Lieblingspferde, dem Fliegenschimmel Condé, um — was in der letzten Zeit selten mehr geschah' — einen kleinen Spazierritt zu machen.

Eben war der König an den Ausgang des Hauses getreten, als man Condé herbeiführte. Es war ein prächtiges Thier, das sich durch ebenso große Schönheit, wie durch Tüchtigkeit und munteres Wesen auszeichnete. Heute sah es, mit seinem Reitzeug von blauem Sammt mit reicher Silberstickerei, wirklich herrlich aus; aber Condé wußte auch die Ehre zu schätzen, die ihn erwartete; denn kaum sah er den König, als er schon aus der Ferne zu wiehern anfing.

Ein freundliches Lächeln trat bei diesen Tönen in Friedrichs Züge, und, den Stock erhebend, gab er ein Zeichen, daß man Condé loslassen solle. Es geschah, und sofort eilte das Thier in freiem Laufe seinem Herrn zu, blieb vor ihm stehen, wieherte abermals und schaute den König mit seinen klugen Augen fragend an. Friedrich streichelte lächelnd seinen schönen Hals.

„Und was will er?" — frug er dann.

Condé schnupperte an des Königs Händen.

„So?" — sagte Friedrich heiter — „Zucker und Feigen, will der Herr? Nun, ich habe vergessen, davon mitzunehmen, aber drinnen auf der Tafel findet sich vielleicht noch etwas." Und der König drehte sich um, um noch einmal in das Haus zu gehen. Aber Condé beliebte es nicht zu warten, zahm, wie ein Schooßhünd-

chen, folgte er seinem Freund und Wohlthäter bis in den Speisesaal, wo ihm denn auch der König, sichtlich erheitert, die gewohnten Delicatessen reichte.

In demselben Augenblicke meldete der dienstthuende Lakei einen Mann, der, ganz erhitzt vom Laufen, Majestät zu sprechen verlange.

Friedrich nickte und sofort trat der vermeintliche Pastor Hainleide ein — jetzt aber in ziemlich abgetragener Alltagskleidung — und überreichte unter tiefen Bücklingen, das ihm für den König anvertraute Billet. Als Friedrich dasselbe las, spiegelten sich Staunen und Unwille auf seinen edlen Zügen.

„Seltsames Verlangen!" — murmelte er dabei vor sich hin. — „Der König soll ein Mädchen aus den Schlingen retten, die vornehme Verführer ihm gelegt? — Aber warum nicht? Wenn es ein Verbrechen zu hindern oder zu strafen gilt, ist es der Fürsten Pflicht, ihr Amt zu handhaben. Ich komme!" — sagte er dann und schritt, von Condé gefolgt, der Thüre zu.

Einige Minuten später trug das schöne Thier den großen König durch die Gärten von Sanssouci dem beschriebenen Hause entgegen.

Wendung.

„Alle Million-Himmel-Donnerwetter!" — rief der alte General von Spiegel, als er eben, gefolgt von Herwisch, in eines der Parterrezimmer desselben Hauses trat, in welchem sich im oberen Geschosse sein Sohn und Rahel befanden. — „Was sind denn das für verfluchte Geschichten! Hält man mich zum Narren, daß man mich schriftlich beschwört, hierher zu eilen, um meinen Sohn von einem wahnsinnigen Streich .... Sacrament-Bomben und Granaten!"

„Und doch muß etwas daran sein!" — entgegnete Herwisch ernst — „denn der Brief kam von des jungen Herrn Grafen bestem Freund, Herrn Baron Diebold von ...."

In demselben Augenblicke wurde die Thüre rasch aufgerissen und Alexander von Humboldt, seinen Bruder Wilhelm zur Seite, trat ein.

„Um Vergebung!" — sagte Alexander überrascht, aber augenfällig in großer Aufregung. — „Um Vergebung, meine Herrn, wir suchten hier Jemand anderes."

Und beide Brüder wollten sich zurückziehen. Der General aber vertrat ihnen den Weg und rief:

„Bleiben Sie! bleiben Sie!... Donnerwetter!... wir suchen auch Jemand .... meinen Sohn .... die Mondscheinseele.... der Teufel weiß.... Pulver und Blei?"

„Und wen haben wir die Ehre vor uns zu sehen?" — frug Alexander.

„General, Graf von Spiegel!" — sagte der Alte.

„Wie? was?" — riefen beide Humboldt's.

„Nun!" — sagte der General — „was ist dabei, bin ich .... Millionen-Schock-Donnerwetter ....!"

„Wir suchen ebenfalls Ihren Sohn?"

„Godard?!"

„Ja!"

„Den such' ich auch! .... alle Bomben und Granaten! .... was zum Teufel geht denn hier vor. Wissen Sie etwa ...."

„Nur zu viel!" — sagte Alexander ernst. — „Lesen Sie?" — Und er reichte dem alten Herrn einen Brief.

Der Graf las: „Eilen Sie sogleich bei Empfang dieser Zeilen die unglückliche Rahel Levin zu retten. Godard von Spiegel hat sie in seiner Ueberspanntheit entführt. Es ist, bei der leidenschaftlichen Liebe des Grafen zu dieser bürgerlichen kleinen Person, alles für deren Namen und Ehre zu fürchten. Sie finden beide ....!"

Jetzt aber regnete es Flüche aus dem Munde des Generals. — „Wo ist der Satan!" — rief er ganz außer sich — „das sind die Folgen .... o! ich habe es lange gesagt .... Alle Millionen-Schock-Sacrament-

Donnerkeil! .... Ich muß ihn finden .... die Mondscheinseele .... ich kehre das ganze Haus um! .... Herwisch, folg' Er mir .... Blitz und ...."

Und damit stürzte der General, von Herwisch und den beiden Humboldt's gefolgt, so heftig zur Thüre hinaus, daß er fast einen Herrn umgerannt hätte, der eben aus einem Wagen gesprungen war.

„Kunth!" — riefen zugleich die beiden Brüder.

„Wilhelm! Alexander!" — entgegnete im Tone höchster Ueberraschung der Hauslehrer. — „So ist es also doch wahr? Ich konnte, ich wollte es von Alexander nicht glauben, denn nur er ist in dem Billet genannt...!"

„Was nicht glauben?" — frug Alexander mit Ernst und Würde.

„Das Alexander ...."

„Nun was? was?"

„Mit Fräulein Rahel Levin heimlich hierher geflohen sei, um sich mit ihr zu verloben."

„Und das stand in einem Brief?"

„Hier ist er."

Alexander griff rasch nach dem Papiere; kaum aber hatte er einen Blick darauf geworfen, als er erblassend sagte: „Das ist Diebold's Hand! Nun verstehe ich alles!"

„Und es wäre nicht an dem?" — rief jetzt Kunth hoch aufathmend.

„Nein! mein väterlicher Freund und Lehrer!" — sagte Alexander, indem er Kunth bewegt die Hand

reichte. — „Wir sind hier, eine edle That zu verrichten, und wie ich merke, einen Bubenstreich zu hintertreiben. Das einzige Unrecht, was wir begingen, liegt darin, daß wir hierher eilten, ohne Sie davon zu benachrichtigen; aber auch dies geschah nur, um einerseits keine Zeit zu verlieren und andererseits ein vortreffliches Mädchen nicht zu compromittiren."

„Donner und Wetter!" — rief hier der General — „ich verstehe von der ganzen Wirthschaft kein Wort. Lassen Sie uns doch vor allen Dingen .... Mord-Schwerenoth!"

„Ja, Sie haben recht!" — sagte lebhaft Alexander, den der Ungestüm des alten Herrn plötzlich wieder an die peinliche Lage erinnerte, in welcher sich Rahel befinden mochte. — „Aber wo, um Gottes Willen, mögen Godard und Rahel sein?"

„Wer ist der Besitzer dieses Hauses! — ich will doch sehen .... Millionen-Bomben ...."

Da stand Diebold von Briest, mit einem satanisch-triumphirenden Lächeln vor den Erstaunten.

„Diebold?" — „Herr von Briest?" — rief es durcheinander.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" — sagte dieser jetzt mit frechem Lachen — „daß Sie meiner Aufforderung so schnell gefolgt sind. Ich habe es mit Godard und der holden Rahel nur gut gemeint und Sie daher zu beider Rettung hierher beschworen. Folgen Sie mir und treten Sie hier ein."

Und mit diesen Worten — welchen sämmtliche Anwesenden, stumm vor Ueberraschung, folgten, schritt Diebold voraus, dann öffnete er plötzlich die Thüre — — und vor ihnen befanden sich Godard und Rahel. Aber in welcher Situation?

Es war nämlich hier in der That zur Erklärung gekommen, das heißt: nachdem Rahel, um Zeit zu gewinnen, noch einmal des jungen Grafen Auseinandersetzung ruhig angehört, hatte sie sich plötzlich mit der ihr eigenen Energie erhoben, und nun — ihrem gerechten Zorne, ihrer vollen Indignation Raum gebend — mit der ganzen Kraft und Würde edler Jungfräulichkeit Godard dermaßen die Wahrheit gesagt; ihm mit der ganzen Schärfe ihres Geistes das Unsinnige und Frevelhafte seines Benehmens und seine ganze Jämmerlichkeit, die sogar hier nur der Bosheit Diebold's habe dienen müssen, auseinandergesetzt, daß der junge Graf jetzt wie vernichtet vor ihr stand. Bleich, auf das äußerste verwirrt und verlegen, wollte er eben ihre Vergebung anflehen, als seine peinliche Lage noch durch das Aufreißen der Thüre und die Erscheinung seines Vaters und der Freunde bis in das Unendliche gesteigert wurde.

Aber wer beschreibt den Schrecken Godard's, das Entsetzen Diebold's, die Freude Rahels und das Staunen aller Uebrigen, als jetzt noch eine Person hinzutrat und man in ihr sogleich .... den König erkannte.

Die Aufklärung ließ indessen nicht auf sich warten.

Ehrerbietig, aber ohne Scheu, trat Rahel dem Monarchen entgegen, ihm für die große Gnade dankend, daß er ein so unbedeutendes Mädchen gewürdigt habe, sie persönlich aus den Händen ihrer Verfolger zu befreien. Und als nun der König mit strenger Miene Auskunft über den ganzen Hergang der Sache verlangte, ertheilte diese Rahel, deren scharfer Geist alle Fäden des Complottes bereits aufgefunden, so kurz, so bündig und klar, daß kein Zweifel über die Richtigkeit ihrer Aussage übrig blieb. Uebrigens kamen nun auch die Briefe zum Vorschein und als die Flammenaugen Friedrich's im Verhöre, das er selbst sofort vornahm, Diebold und Godard trafen, gestanden beide ihre Schuld bis auf das Kleinste.

Friedrich der Große war übrigens der Mann nicht, ein solches Vergehen ungestraft zu lassen: Rahel belobend, daß sie auf ihn vertraut, hielt er den beiden vornehmen jugendlichen Verbrechern eine feurige Strafrede. „General!" — rief er an deren Schluß dem alten Grafen Spiegel zu.

„Majestät!"— entgegnete dieser militärisch grüßend.

„Er ist ein alter, tapferer Soldat!" — sagte der König — „und darum ist es mir leid, daß ich seinen Sohn auf so schlechten Wegen ertappe."

„Majestät!" — versetzte der Alte — „ich habe gethan, was ich konnte, aber .... Himmel-Herr ...." der Fluch erstarb auf seinen Lippen.

„Die Strafe kann ich den jungen Menschen nicht

erlassen!" — fuhr der König fort. — „Wenn ich sie indeß vor die Gerichte stelle, erwartet sie Festung."

„Mord-Sch . . . ."

„Aber ich habe Grund" — sagte der König weiter — „an dem heutigen Tage die Milde vorherrschen zu lassen. Ich will die Sache als Leichtsinn und jugendliche Uebereilung nehmen. Damit die Herrchen aber zur Besinnung kommen, haben sich beide morgen in Potsdam bei der General-Intendantur zur Einstellung unter das Militär zu melden. Daß man ihnen mit Strenge auf die Finger sieht und die überspannten Liebesideen aus den Köpfen treibt, dafür soll gesorgt werden. Ist er zufrieden General?"

„Ja, Majestät!" — sagte der Alte funkelnden Blickes. — „Ich danke im Namen meines Sohnes für die gnädige Strafe, die eigentlich keine Strafe, sondern eine Ehre . . . . Mill . . . ."

„Jede Strafe soll bessern!" — sagte der König. — „Und das nur will ich hier."

Diebold und Godard standen vernichtet; aber Friedrich würdigte sie keines Blickes mehr. Dagegen wandte er sich jetzt an die Humboldt's und sagte:

„Es freut mich, meine jungen Freunde, Euch nicht in diese häßliche Geschichte verwickelt zu sehen. Es war im Gegentheil schön, daß man der verfolgten Unschuld zu Hülfe eilen wollte. Indeß, ich sehe ein, Berlin ist kein Boden mehr für Euch, und so ist es mein Wunsch: daß man Berlin sobald als möglich verlasse und sich auf

eine Universität begebe. Ich weiß, welche tüchtige Fortschritte in den Wissenschaften man gemacht hat; denn das Auge Eures alten Königs, der ein Freund Eures Vaters war, hat Euch überwacht. So geht denn hin und nehmt meinen Segen mit, es ist der Segen eines alten, sterbenden Mannes. Haltet sie hoch, die Wissenschaften, denn sie sind der Menschheit höchstes Gut; — haltet sie hoch und weiht Euch ihnen ganz durch unermüdliches Studium, durch nie erschlaffende Thätigkeit. In der Thätigkeit ruht ja der Genuß, und beide sind immer verbunden. Es gibt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt; den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich des Menschen Dichten und Trachten auf einen solchen heftet. Aber der große, der eigentliche, der wahre Genuß, — das, durch keine Macht entreißbare Glück des Menschen — liegt in dem selbsteigenen Schaffen, in dem immer tieferen Eindringen in das Heiligthum des Wissens, in dem Bewußtsein, daß das Glück zwar ein großes, schätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edlen Gefühle, die harmonische Ausbildung des inneren Menschen, der wahre und letzte Zweck, alles Uebrige in der Welt aber wechselnd und seiner Natur nach vergänglich ist. Haltet diese Ansicht fest und Ihr werdet einst glücklich und groß werden."

Und der König lüpfte seinen Hut, grüßte die Uebrigen

durch ein leichtes Kopfnicken und verließ das Zimmer. Einige Minuten später hörte man das freudige Wiehern Condés, der seinen Herrn davontrug.

Es war das letztemal, daß Alexander und Wilhelm von Humboldt den großen König sahen! Auch von Rahel, die unter Kunth's Aufsicht mit ihnen nach Berlin zurückfuhr, und von der schönen Jugendzeit mußten sie bald Abschied nehmen, da sich die Majorin für die Universität Frankfurt an der Oder entschied, und diese sofort bezogen wurde.

Nur ein erstes Ahnen der Liebe war an beiden vorübergegangen, wie ein schöner, leichter Traum; aber der Traum hatte diesen Abschnitt ihres Lebens mit Sonnengold übergossen. Sie sahen ihn mit stiller Wehmuth scheiden; aber bald übertäubte, bei ihrem gesunden und geisteskräftigen Wesen, diese Wehmuth der Jubelruf der großen Lebenssymphonie, die nun von allen Seiten um Sie aufrauschte. Die Kindheit und erste Jugend war vorüber, jetzt flogen donnernd die Pforten jenes Tempels auf, in dem das höhere Wissen thronte und die schöne Zeit des Jünglingsalters, des akademischen Lebens begann.

So ziehet denn hin, ihr beiden edlen Jünglinge, und des Königs Worte: „Werdet glücklich und groß!" mögen sich an Euch erfüllen!